

Benedict Wermter

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt auf den Philippinen

vom 24. Juni 2017 bis zum 7. August 2017

Frieden oder Bürgerkrieg. Wohin lenkt Präsident Rodrigo Duterte die Philippinen und was bedeutet das für die Entwicklungszusammenarbeit?

Von Benedict Wermter

Philippinen, vom 24. Juni 2017 bis zum 7. August 2017



Inhalt

1. Wie ich zum Journalismus kam
2. Die Philippinen – was wollen wir hier?
3. Zur Lage der Nation: Was sagen die Filipinos – Journalisten, Aktivisten und Kirchen?
 - 3.1 Die ersten Tage – eine schallernde Backpfeife
 - 3.2 Unterwegs mit philippinischen Kollegen
 - 3.3 Die Kirche
 - 3.4 Menschenrechtler
4. Mit deutschen Organisationen einen Van fahren und Verstecken spielen – Wie wird bei Entwicklung geholfen und welche Interessen stehen dahinter?
 - 4.1 Staatliche Entwicklungshilfe – die GIZ
 - 4.2 Entwicklungszusammenarbeit durch deutsche Vereine – ForumZFD in Butuan. Staatliche Entwicklungshilfe – die GIZ
 - 4.3 Entwicklungszusammenarbeit durch deutsche Vereine – ForumZFD in Davao
 - 4.4 Exkurs: Hahnenkampf und andere Besonderheiten
 - 4.5 Philippinische Friedensaktivisten
 - 4.6 Entwicklungszusammenarbeit durch Vereine – IPON auf Negros
5. Zurück in Manila. Welcher Eindruck bleibt nach sechs Wochen Philippinen?

5.1 Durch den Müll geführt. Sind Slum-Touren gut oder schlecht?

5.2 Ausblick

1. Wie ich zum Journalismus kam

Kurven, Höhen und Tiefen haben mich zum Journalismus gebracht. Nach 16 Jahren hatte mein Leben seinen ersten Showdown. Ich habe mir die Haare abrasiert, nur einen Mittelstreifen stehen lassen, habe die Schule hingeschmissen, und bin in einen Duisburger Brennpunkt gezogen. Dann war ich in ganz Europa mit meinen Freunden unterwegs. Was in den folgenden drei Jahren passiert ist – ich weiß es nicht mehr genau. Ich war ein Punker. Ich war einfach zu berauscht. Mit 19 Jahren habe ich angefangen, das Abitur auf einer Berufsschule nachzuholen, während ich Hartz IV bekam und nebenbei irgendwie Geld verdiente. Nochmal neu anfangen.

Nach dem Abitur habe ich zuerst Psychologie studiert, aber das war nichts für mich, zu viel Naturwissenschaft. Mich interessiert die Gesellschaft: Warum leben wir so zusammen und nicht anders? Diese Neugier hat mich durch mein Soziologiestudium getrieben, nebenbei habe ich für ein Marktforschungsunternehmen gebloggt und Sozialstudien durchgeführt. Ersteres hat mich eigentlich angewidert – Konsum, Konsum, Konsum und Küsschen links, Küsschen rechts. Und Letzteres war mir zu langweilig.

Mich haben schon immer Reportagen begeistert, die Missstände aufdecken aber gleichzeitig unterhalten. Wahre Geschichten, bei denen der Autor in dunkle Ecken vordringt. Ich musste meine Neugier ausleben. Also habe ich irgendwann beim WAZ Recherche Ressort vorgesprochen. Ich habe eine Chance bekommen, und es hat ganz gut geklappt. Später war ich der erste Volontär beim gemeinnützigen Recherchezentrum Correctiv und durfte das Büro mit aufbauen. Heute bin ich freier Journalist und lebe, wenn ich nicht gerade in der Welt unterwegs bin, in Berlin.

2. Die Philippinen – was wollen wir hier?

Lange waren die 7.107 Inseln der Philippinen für mich eine Black-Box, ein blinder Fleck. Dieses Land zwischen Japan und Südostasien, irgendwie auch da, aber so unbegreiflich. Dann kam Rodrigo Duterte im Sommer 2016 an die Macht und erklärte den Drogen den Krieg. Es gab jede Menge Tote und plötzlich waren die Philippinen ständig in den Medien. Gleichzeitig arbeitete ich in Berlin mit einer philippinischen Journalistin und einer Wissenschaftlerin zusammen. Wir sprachen viel über die politische Kultur des Landes. Die Philippinen schienen mir wie ein großer Ozean voller dicker Fische zu sein, unzählige Geschichten, die erzählt werden wollen. Außerdem wird dort gutes Englisch gesprochen. Ein Reporter-Paradies auf den ersten Blick,

bei genauerem Hinsehen stellte ich fest, dass hier Hunderte Journalisten in den vergangenen Jahren getötet wurden und Reporter ohne Grenzen vor dem Land warnen. Es gibt kaum westliche Kollegen vor Ort und es scheint, als interessiere sich niemand so wirklich für das Land. Also wollte ich hin und fand in der Heinz-Kühn-Stiftung die richtige Institution, um mein Anliegen zu fördern.

An dieser Stelle eine historische und politische Einordnung, um meine Recherchereise nachvollziehbar zu machen. Es wird nicht wehtun, ich mache es kurz: Auf den Philippinen leben heute etwa 101 Millionen Menschen – das immerhin zwölftgrößte Land der Welt mit einer sehr jungen Bevölkerung. Ihr spanischer Entdecker benannte die Inseln zu Ehren des spanischen Thronfolgers Philipp „Las Islas Filipinas“. Nach über drei Jahrhunderten spanischer Kolonie fielen die Inseln Anfang des 20. Jahrhunderts an die Vereinigten Staaten, bevor sie nach dem Zweiten Weltkrieg und teilweise japanischer Okkupation in die Unabhängigkeit entlassen wurden. Heute sind die Philippinen ein wichtiger Handelspartner für die USA, Australien und Deutschland, aber auch für die Chinesen und Russland.

Zentrales politisches Ereignis der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellt die Einführung des Kriegsrechts („martial law“) unter der Herrschaft von Ferdinand Marcos dar, die zahlreiche Folgen wie Umsiedlung, Umverteilung und außergerichtliche Strafverfolgung beinhaltete. Während Marcos damals die Zivilgesellschaft militärisch unterdrückte und Radiosender bombardierte, legte seine Frau Imelda die wohl größte Schuhsammlung der Welt an, was vielleicht der einen oder dem anderen bekannt ist. Handlungen politisch Verantwortlicher sind seit Marcos weitestgehend durch Straffreiheit („impunity“) gekennzeichnet, die Korruption und Mord begünstigen – und heute als zentrale Ursache von Menschenrechtsverletzungen gelten.

Schauplatz gewalttätiger Auseinandersetzungen ist seit je her der südliche Teil der Philippinen: Die Insel Mindanao. Viele Völker mit verschiedenem Glauben teilen sich hier Rohstoffreichtum und Artenvielfalt. Seit der Kolonialisierung konkurrieren Ureinwohner wie die Moros mit Siedlern und Besatzern um Ressourcen wie Gold oder Erze und um die Urwälder der Insel. Während der Marcos-Herrschaft wurden katholische Bewohner der nördlichen Philippinen in den Süden umgesiedelt, was zu politischen und religiösen Konflikten mit den überwiegend muslimischen Moros und anderen indigenen Bevölkerungsgruppen führte. Seitdem schwelen Konflikte zwischen ebendiesen Gruppen, die durch Parteien und paramilitärische Truppen wie die islamische „Moro Islamic Liberation Front“ (MILF), deren Mutterorganisation, die Moro National Liberation Front (MNLF), oder die kommunistische „New People’s Army“ (NPA) vertreten werden. Hinzu kommen in jüngster Vergangenheit militante IS-nahe Extremisten, auch aus dem

Ausland.

In den vergangenen Jahren gab es zwar erste Friedensabkommen und die Bildung einer autonomen islamischen Region („Bangsamoro“), doch noch immer gilt Mindanao wegen seiner großen Armut als Nährboden von religiös und politisch motiviertem Terror – Entführungen, Anschläge und Gefechte sind an der Tagesordnung. Mindanao ist die Heimat von Rodrigo Duterte, dem ehemaligen Bürgermeister der Hauptstadt Davao City. Duterte und sein Clan haben Teile Mindanaos und Davao in Sicherheit und Sauberkeit überführt – allerdings mit harter Hand. In Davao waren Todesschwadronen gegen Drogenhändler und Verbrecher im Einsatz, bis heute ist ungeklärt, unter welcher Führung. Duterte jedenfalls wird seither manchmal „Punisher“ genannt. Und die Leute lieben ihn dafür.

Jahrelang haben korrupte Clans das Land und die Wirtschaft regiert. Groß muss also der Durst gewesen sein nach einem Präsidenten, der Sicherheit, Ordnung und Arbeit verspricht, und dafür teilweise Frieden und Menschlichkeit opfert. Seit Sommer 2016 ist Duterte also im ganzen Land an der Macht und dehnt entsprechend seine Politik landesweit aus: Um sein Volk von Verbrechern zu säubern, wie er sagte, erklärte er Drogendealer für vogelfrei. Die Polizei geht nachts auf Junkie-Jagd. Diese Menschenrechtsverletzungen sind das zentrale Ereignis der aktuellen Lage auf den Philippinen. Das andere zentrale Ereignis sind die islamistischen Unruhen rund um die Stadt Marawi, woraufhin Martial Law – das Kriegsrecht – über Mindanao verhängt wurde. Infolge dessen liegen die Friedensverhandlungen mit Kommunisten und Islamisten brach.

Ich gehe in den sechs Wochen der Frage nach, wohin die Philippinen eigentlich gerade steuern und was deutsche Organisationen vor Ort leisten. Mich interessiert, warum Präsident Duterte solchen Rückhalt in der Bevölkerung genießt, und ob unsere Wahrnehmung des Landes in den Medien eigentlich korrekt ist. Im zweiten Schritt gehe ich der Frage nach, was deutsche Organisationen in Sachen Menschenrechte und Frieden bzw. Konflikttransformation leisten. Hat sich seit vergangenem Sommer etwas in der Entwicklungszusammenarbeit geändert?

3. Zur Lage der Nation: Was sagen die Filipinos – Journalisten, Aktivisten und Kirchen?

Ich fahre nach Makati, die Region in Metro Manila, die als am sichersten gilt für Ausländer. Hier sitzt Manilas Wall Street, viele Organisationen haben sich daneben angesiedelt, auch deutsche. Die Hotels hier umgibt ein Rotlichtbezirk. Es ist fast Nacht, als ich lande, meine ersten Blicke als Bei-

fahrer aus dem Fenster gelten Körpern, die auf der Hauptstraße zwischen Pollern schlafen, die die Fahrbahnen trennen. Eine Frau in zerfetzten Lumpen versucht, am Betonfuß einer Ampel hinaufzuklettern. „Shabu“, sagt mein Fahrer und grinst mich wissend an. Er meint jene Droge, Methamphetamin, um das sich in den vergangenen Monaten viel gedreht hat in Manila – und von dem diese Frau offenbar abhängig ist.

3.1 Die ersten Tage – eine schallernde Backpfeife

Die Gerüchte über Kriminalität und Prostitution in Manila erweisen sich als leider wahr: In meinen ersten Tagen laufen mir halbnackte Kinder entgegen, die „Boss“ schreien und die Hand aufhalten. Ich sehe einen älteren Herrn, bei dem sich gleich zwei junge Damen eingehakt haben. Ich sehe einen weißen Opa, in der einen Hand Chips, an der anderen ein Straßenkind. Hoffentlich will er keine Gegenleistung für seine Süßigkeiten. Eine Frau (oder doch ein Mann?) bietet mir für 350 Pesos – acht Euro – ihre Dienste an. Meine Güte, ich suche doch nur etwas Vernünftiges zu essen. Habe ich etwas gefunden, verfolgen mich Straßenhunde, die sich irgendwo losgerissen haben.

Und Manila scheint unsicher: Jeder Laden, der etwas auf sich hält, hat einen bewaffneten Wachmann davor stehen. Manchmal tragen die Wachmänner Pumpguns, so groß, als sollten sie damit einen Zuchtbullen abschießen. Wenn ein Auto vor einem Hotel vorfährt, tritt ein Wächter mit einem Besenstiel heran, an dessen unterem Ende ein Spiegel befestigt ist. Damit kann er unter dem Auto nach Bomben suchen, ohne sich dabei auf den Asphalt legen zu müssen. Überhaupt höre ich in den ersten Tagen immer wieder: „Geh hier nicht hin, sprich dort niemanden an. Sei vorsichtig.“ In der Bahn würde man im Gedränge bestohlen, der Taxifahrer würde das Wechselgeld ungern herausgeben. Es scheint, als hätten die Menschen das Vertrauen in einander verloren.

Armut, Kriminalität, Unsicherheit. Die Philippinen haben das zweitgrößte Wirtschaftswachstum in den vergangenen Jahren. Doch bei den meisten Menschen ist davon offensichtlich so gut wie nichts angekommen, sie sind abgehängt. Sicher, ein Teil der Filipinos spricht jetzt vornehm miteinander Englisch und hat ein eigenes Auto, mit dem man zur Shopping-Mall fährt. Aber der andere Teil lebt immer noch in Bretterbuden in den Slums oft in Küstennähe, und spricht auf Tagalog miteinander.

Die Jahrhunderte der Besetzung durch Spanier, Japaner und Amerikaner haben ihre Spuren hinterlassen, ich kann mit eigenen Augen sehen, was ich vorher gelesen habe. Die Menschen blicken zu uns hinauf. Sie wollen

sein wie wir, sie nennen uns „Sir und Ma‘am“ oder eben Boss. Hier hängen Kreuze an den Rückspiegeln im Auto anstatt dass Buddha auf dem Ladentresen sitzt. Sonntags läuten die Glocken und selbst im dicksten Smog mitten in der Rush Hour ist noch Zeit für eine kleine Prozession, bei der die heilige Maria zwischen den Jeepneys durch die Gegend getragen wird.

Die Jeepneys, jene zu Sammeltaxis umgebauten Militärfahrzeuge, sind auch nicht mehr, was sie wohl einmal waren: Die bunten Graffitis und klangvollen Namen wie „Malate Pride“ aber auch „Makati Cancer“ mussten Fast Food Werbung weichen. Basketballduelle werden auf der Straße ausgetragen und wenn die Sonne untergegangen ist, krächzt schon der erste schiefe Ton aus der Karaoke-Bar um die Ecke. Im Supermarkt läuft die ganze Zeit Gangsterrap. Es hat ein bisschen gedauert, bis ich angekommen bin, in dieser Bronx Asiens. Besonders weil ich aus dem hypersterilen und superreichen Singapur angefliegen kam, das im Vergleich zu Manila wie eine Simulation der Zukunft wirkt. Wichtig gibt das Land mir eine schallernde, faulig riechende Backpfeife. Aufwachen Junge. Die haben Hunger hier. Und du jammerst, weil dein Computer kaputt ist. Ich muss mich im Smog des Großstadtdschungels irgendwie zurecht finden. Bittere Tage.

3.2 Unterwegs mit philippinischen Kollegen

Irgendwann komme ich klar mit den scheinbar ziellos umher fahrenden Jeepneys und der überfüllten Bahn. Fast jeder Termin dauert einen Tag, wegen des Straßenverkehrs, den manche Menschen hier spottend als Menschenrechtsverletzung an sich werten. Zuerst treffe ich Jacque Manabat, sie ist die Journalistin, mit der ich in Berlin zusammenarbeitete. Wir hatten einen Beitrag für ihren Sender ABS-CBN über den philippinischen Verkehr und das gute Berliner U-Bahn-Netz als Gegenbeispiel gedreht. ABS-CBN ist ein Imperium, das mehrere Kanäle umfasst, vergleichbar mit RTL: Es laufen Nachrichtensendungen, aber auch die Real-Life-Soap Big-Brother. Ich will ein wenig verstehen, wie Journalisten hier vor Ort arbeiten, und wie sie aktuelle Entwicklungen sehen.

Manabat und ihr Kameramann kommen gerade von einem Termin, sie sammeln mich mit dem ABS-Pickup ein. Das Videomaterial wird auf halber Strecke zum Sender einem Boten auf einem Moped übergeben, so ist das Material vor uns dort und das Team gewinnt ein paar Minuten zum Schneiden. Angekommen am Sender sehe ich einen riesigen und für Besucher öffentlichen Gebäudekomplex. Die staunen nicht schlecht, als sie das bekannte TV-Gesicht Manabat, die 20.000 Folgende auf Twitter hat, im Eingangsbereich sehen. Und wer ist dieser große, weiße Mann an ihrer Seite?

Manabat und ich essen in der Kantine und nun staune wiederum ich: Denn sie wird über ihr Handy live für den Sprechertext zugeschaltet, während sie in der rechten Hand eine Gabel voll Nudeln hält. Der erste Aha-Effekt, der mir noch öfters begegnen wird: Die Filipinos improvisieren viel aus dem Chaos heraus. Irgendwie wirkt alles so, wie es in den 1990ern bei uns gewesen sein muss.

Nach dem Essen schauen wir den Redaktionsraum an, ich führe kurze Gespräche, unter anderem mit einem Fotografen, der die Medienwelt mit den Bildern von den erschossenen, mutmaßlichen Drogendealern versorgte. Journalisten nennen die Nächte Friedhofsschicht, in denen die Opfer des Drogenkriegs erschossen in den Slums liegen. Ich lerne, dass die Nationale Polizei (PNP) die Kollegen zunächst noch freimütig mit zum Einsatzort genommen hat, nach dem Motto wir haben nichts zu verbergen. Doch seit der Druck auf die Regierung im Drogenkrieg wuchs, lässt die PNP Tote ins Krankenhaus bringen, wo sie als Dead on Arrival, als Tot bei der Ankunft, deklariert werden – eine statistische Verschleierungstaktik, wie die Nachrichtenagentur Reuters berichtete. Die Kollegen müssen jetzt auf Quellen in den Slums zurückgreifen. Zweite wichtige Erkenntnis: Der Fotograf erzählt mir, dass der Drogenkrieg komplexer ist, als wir annähen. Manchmal handele die PNP tatsächlich aus Notwehr, manchmal würden rivalisierende Gangs verantwortlich sein, nicht die Polizei. Wie auch immer, Duterte hat die Gewalt in die Nachbarschaften gebracht.

Nach Feierabend treffen Manabat und ich zwei befreundete Journalisten. Eine Frau, die die Kommunikationsabteilung für einen Senator leitet, und einen Mann, der für ein Presseinstitut Schulungen für Journalisten durchführt. Wir essen im feinen Restaurant Aristocrats in Manila, danach reden wir. Die PR-Frau sei zuvor Journalistin für verschiedene Medienhäuser gewesen, jetzt arbeite sie für den gelben Senator – gelb? Weil alle, die nicht hinter Duterte stünden, automatisch in die Ecke der Opposition gepackt würden. Den „Yellows“, zu denen der vorherige Präsident Aquino gehörte. Aktivisten, progressive Gläubige, Journalisten – alle Yellow, liberal. Die Ende 50-Jährige sagt, es sei eine Schande, was mit ihrem Land passiere, seit Duterte an der Macht ist. Sie bekommt Tränen in den Augen: „Wir sind freundliche Menschen. Durch diese Gewaltorgien verlieren wir unsere Werte, unsere Liebenswürdigkeit.“ Sie habe Duterte mehrfach interviewt, als er noch Bürgermeister in Davao war. Er sei ein intelligenter, gefasster Mann, aber als das Tonband einmal aus war, sei er an sie herangetreten: „Wenn du noch einmal so eine Scheiße schreibst, dann töte ich dich, wenn du nach Davao kommst.“ Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber aus solchen Gründen möchte ich die Namen dieser beiden Kollegen nicht nennen.

Jacque Manabat und ihr Kollege pflichten bei, und so höre ich an diesem Abend Geschichten von Troll-Armeen, die die Journalisten attackierten, von Vergewaltigungs-Androhungen gegen die Frauen, von nächtlichen Anrufen und Morddrohungen. Ich spüre den Druck, dem die Journalisten ausgesetzt sind. Und ich solle aufpassen auf meinen Reisen. „Du wirst Menschen erleben, die so sind, wie du – Jung, gebildet, einen guten Job – Und die voll und ganz hinter dem stehen, was die Regierung tut“, sagt der Kollege. Er schätzt, 98 Prozent der Filipinos unterstützen Digong (so nennen sie Duterte hier). Das war mir so nicht klar.

3.3 Die Kirche

Ein mulmiges Gefühl habe ich in den ersten Tagen und Wochen der Recherche-Reise. Es fällt mir schwer abzuschätzen, mit wem ich wie offen über die Drogenmorde und die Konflikte sprechen kann. Und welche Rolle deutsche Organisationen in dem Zusammenhang spielen. Bevor ich mit deutschen NGOs spreche, fahre ich zu einem Kirchenverbund in Manila. Mich interessiert, was die Kirche über Duterte und über Entwicklungszusammenarbeit denkt. Denn Kirchen spielen in den Philippinen eine zentrale Rolle. Da die Filipinos streng gläubig sind, kommen Kirchen hier in den Genuss von großem politischen Einfluss und hohem Einkommen. Macht und Geld in einem semi-säkularen Staat. Und es gibt so einige Kirchen hier: Adventisten, Baptisten, Zeugen, oder Privatkirchen wie die Iglesia Ni Christo.

Vor dem Gebäude der NCCP fallen mir die Banner ihrer inhaftierten Priester auf – das ist auch kein Wunder, denn am Zaun, der die Kirche von einer Autobahn abgrenzt, hängen diese etwa fünf Mal fünf Meter großen Plakate, die für Solidarität mit den inhaftierten Geistlichen werben. NCCP steht für National Commission of Churches in the Philippines, eine Dachorganisation von zehn verschiedenen Kirchen mit über 100 Diözesen. Etwa eine Million Christen vereint die NCCP. Und der Internetauftritt der Organisation lässt hoffen: NCCP spricht sich für Homo-Ehe oder Kondome aus. Schon mal gut, denke ich mir. Aber längst nicht alle Kirchen sind so progressiv.

Vater Rex Reyes ist der Chef dieser Organisation, der Name ist sein wahrer Name und somit offenbar Programm: der König der Könige. Eben noch wird er von einer Schwester mit Pottschnitt und braunem, langen Rock für ein Kirchenmagazin in Kanada interviewt. Dann bin ich dran. Reyes ist ein kleiner Mann, Ende 60, der sehr leise spricht, und der immer wieder meinen Vornamen in seine langen Erklär-Sätze einbaut. Nach Tagen vermittelt er ein Gefühl der Geborgenheit, ein Vollblut-Pfarrer eben.

Der Vater sagt, Duterte habe das Land gespalten. Seine Versprechungen von einem sozialen Sicherungssystem, einer Anti-Korruptions-Offensive, besser ausgebautem Verkehrssystem seien alle zu begrüßen. Aber was sei aus den Versprechungen geworden? Er gibt ein Beispiel: Im Kampf gegen die Drogen habe Duterte gesagt, er habe eine Liste mit Polizisten, Barangay-Kapitänen (das sind Bezirksbürgermeister) und Abgeordneten, die in Drogengeschäften verwickelt seien. Duterte habe versprochen, diese Liste nach der Wahl zu veröffentlichen. „Aber wo ist die Liste jetzt?“

Der Krieg gegen die Drogen sei in Wahrheit ein Krieg gegen die Armut, ein Klassenkampf. Es gehe gar nicht darum, das Drogenproblem zu beseitigen, sondern die Armut auszuradieren, sagt Vater Reyes. Und diese Gewalt richte sich natürlich auch gegen Andersdenkende und Kritiker. Auch Reyes sagt, er würde den Gelben zugerechnet, obwohl NCCP nichts mit den Liberalen zu tun habe. Die beiden Priester seien in Haft, weil sie sich vor die mutmaßlichen Drogendealer bei Razzien stellten, um außergerichtliche Hinrichtungen zu verhindern. Als Konsequenz seien sie des Handels mit angeklagt worden. Aber: „Wir lassen uns nicht abschrecken.“

Dann übergibt Reyes mir den Shadow Report, eine Zusammenfassung der Lage der Menschenrechte, die NCCP an die Menschenrechtskommission der UN gegeben hat – den UNHCR. Daraufhin haben 45 Länder, auch Deutschland, die Duterte-Administration aufgefordert, das Töten in den Nachbarschaften zu verhindern. Deutsche Medien berichteten darüber. Ich frage, wie Reyes die Entwicklungszusammenarbeit beurteilt, mit Bezug auf Menschenrechte und Friedensdienst. Und Reyes wünscht sich, dass deutsche Organisationen die Duterte-Regierung weiterhin verantwortlich machen. Denn in den letzten Monaten sei es ruhig geworden.

Schließlich will ich noch wissen, woher eigentlich die Zahlen zu den Drogentoten kommen? „Karapatan“, sagt Rex Reyes.

3.4 Menschenrechtler

Das Haus ist nicht versteckt, aber es gibt natürlich einen bewachten Eingang und eine genaue Registrierung der Besucher. Dann geht es hoch in den ersten Stock dieses besetzt aussehenden Wohnhauses, das zum Bürohaus umfunktioniert wurde. Hier sitzt Karapatan, ein Zusammenschluss aus 14 Menschenrechtsbeobachter-Organisationen in 16 Regionen. Ich bin verwirrt. Wieder ein Zusammenschluss. Es fällt schwer, zu durchdringen, wer jetzt hier zu wem gehört. Immerhin stellt sich Cristina Palabay als die Chefin von Karapatan vor. Karapatan sei im Grunde eine Bewegung, sagt sie in dem Büro sitzend, in dem rote Plakate von gereckten Fäusten an der Wand

hängen. Natürlich gehe es darum, den Armen die Macht zurückzugeben und den Systemwechsel herbeizuführen. Und dabei sei es die Aufgabe von Karapatan, die Rechtsverletzungen an ebendiesen Menschen zu dokumentieren.

Gut, dann darf man sich nicht über starken Gegenwind wundern, wenn man seine politischen Ziele mit seiner beruflichen Aufgabe vermengt, Menschenrechtsverletzungen zu dokumentieren, denke ich mir. Menschenrechte werden im Land verachtet, nicht nur im Kongress, der der philippinischen Menschenrechtskommission für das kommende Jahr einen symbolischen Etat von nur noch 1.000 Pesos (20 Euro) zuwies. Auch die Menschen auf der Straße denken, Menschenrechte werden als politisches Instrument der Einflussnahme benutzt.

Jeder Menschenrechtsverletzung gehen die Beobachter von Karapatan in den Regionen nach, insgesamt tausende Einzelfälle, und zwar schon vor Duterte. Auch unter Präsident Aquino hat es massive Verletzungen gegeben: Harte Fälle sind außergerichtliche Tötungen, Verschwinden lassen und Folter; häufig kommt es aber auch zu Inhaftierungen ohne Anklage, Brandstiftungen oder Zerstörungen des Eigentums. Es geht um Rivalitäten zwischen Geschäftsleuten und lokalen Größen wie Barangay- oder Polizeichefs und Bauern. Ins Visier geraten immer wieder auch Journalisten und Aktivisten. Die Zahlen von Verletzungen unter Aquino und Duterte sind sogar ähnlich – wenn man die Toten im Drogenkrieg ausnimmt. Zum Drogenkrieg hatte die PNP bis zum Ende des Jahres 2016 noch bis knapp über 3.000 erschossene Dealer (hier Pusher genannt – so wie in den USA) mitgezählt, die restlichen Zahlen, die seit Anfang 2017 in internationalen Medien erschienen, wurden von Menschenrechtlern wie dem Karapatan-Team erhoben. Über 10.000 Tote zählte Karapatan im Drogenkrieg im ersten Duterte-Jahr.

„Ein Schritt vor und zwei Schritte zurück“, sagt Cristina Palabay. Sie meint, der Präsident verspreche, in die richtige Richtung zu gehen; er strebe den Frieden und föderale Reformen im Süden an, er wolle die Korruption beseitigen. Aber dann werfe er alle seine Fortschritte über den Haufen. Kriegerrecht in Mindanao und Gewalt gegen Menschen aus dem Drogenmilieu.

Martial Law sei unter Diktator Marcos gegen die Zivilgesellschaft gerichtet gewesen, gegen Bürgerbewegungen. Jetzt sei das Kriegerrecht wegen des Aufstands in Mindanao eingerichtet, das sei zu einem gewissen Teil nachvollziehbar, sagt sie. „Aber Martial Law entspricht schon dem Mind-Set der Regierung. Zudem unterliegt Duterte politischen Sachzwängen. Vielleicht muss er den Interessen der Armee nachgeben, die historisch bedingt stark durch die USA beeinflusst ist.“

Mich erstaunt, wie gefasst diese Frau wirkt, wenn sie kritische Sätze von sich gibt, in einer Zeit, in der sie damit rechnen muss, entführt zu werden

oder ein paar Kugeln von einem vorbeifahrenden Motorrad abzubekommen. Ja, ihre Arbeit sei gefährlich, sagt sie, und grinst. In diesem Büro sitzen nur Frauen, so wie im Büro der eher links orientierten NCCP von Vater Reyes: nur Frauen. „Es sind die Frauen, die sich erheben“, sagte die Kommunikationsmanagerin von dem gelben Senator vor ein paar Tagen beim Abendessen, „die Witwen, Feministinnen, Wissenschaftlerinnen.“ Können in dieser klandestinen Männerwelt viele Frauen den Filz und das Töten nicht mehr aushalten?

Palabay gibt mir noch mit auf den Weg, dass deutsche Organisationen nicht aufhören sollten, Duterte an die Rechtsstaatlichkeit zu erinnern, so wie Vater Reyes es sagte. Und: deutsche Organisationen hätten in der Vergangenheit zu häufig die Armee oder die Polizei trainiert – das sei Entwicklungshilfe für staatliche Organisationen, die bis jetzt nichts gebracht habe, findet sie. „Warum können wir nicht Partner deutscher Organisationen werden?“

In den Wochen nach meinem Aufenthalt höre ich aus verschiedenen Quellen, dass Palabay massiv eingeschüchtert und mit dem Tod bedroht wird.

4. Mit deutschen Organisationen einen Van fahren und Verstecken spielen – Wie wird bei Entwicklung geholfen und welche Interessen stehen dahinter?

Jetzt ist es Zeit, mit deutschen Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit im Land zu reden. Hier geht es einerseits um die Menschenrechte. Das Aktionsbündnis Menschenrechte Philippinen (sitzt im Asienhaus in Köln) ist ein Verbund von sechs NGOs, die sich der Menschenrechtsbeobachtung widmen. Überwiegend kleine, deutsche kirchliche Organisationen haben in den Philippinen Partnerorganisationen, die sie unterstützen. Nennenswert als Entsendeorganisation ist das International Peace Observers Network (IPON), das junge Deutsche als Advokaten der Menschenrechte auf die Philippinen schickt. Diese Organisation werde ich später besuchen. Auffällig ist: Es gibt keine große, deutsche NGO oder Stiftung, die sich um Menschenrechte auf den Philippinen kümmert – Konrad-Adenauer-Stiftung, Friedrich-Ebert-Stiftung, und die staatliche Agentur Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ); sie alle fokussieren andere Ziele als die Menschenrechtsbeobachtung. Warum das so ist, dazu später mehr.

Neben Menschenrechten geht es im gesellschaftlichen und politischen Bereich der Entwicklungszusammenarbeit um Frieden und Konfliktransformation. Wichtig ist der Zusammenschluss zum „zivilen Friedensdienst“ von GIZ, der NGO ForumZFD und der kirchlichen Organisation Brot für

die Welt. Letztere hat bereits meine Anfragen abgeblockt, als ich noch in Deutschland war. Berichte seien zu gefährlich für die Parteiorganisationen, hieß es. Also möchte ich verstehen, wie GIZ und das ForumZFD auf den Philippinen im Bereich Frieden arbeiten und ob sich etwas für sie geändert hat, seit Duterte an der Macht ist.

4.1 Staatliche Entwicklungshilfe – die GIZ

Die GIZ hat fast das gesamte Gebäude gemietet, in der Wall-Street Manilas, dem Bankenviertel von Makati. In einer der größten Einheiten der GIZ weltweit arbeiten hier 370 Beschäftigte, 70 von ihnen haben einen deutschen Pass. Die GIZ ist eine GmbH, die in staatlichen Händen ist. Für das Entwicklungsministerium, die EU, aber auch für das Auswärtige Amt führt die GIZ weltweit Entwicklungszusammenarbeits-Programme durch. Damit ist die GIZ das durchführende Organ der Bundesregierung in der Entwicklungshilfe. Die Firma ging aus der ehemaligen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit und dem ehemaligen Deutschen Entwicklungsdienst hervor.

Ich frage noch in Deutschland nach einem Gespräch, und zwar unmittelbar beim Projektleiter vom GIZ Zivilen Friedensdienst. Es ist seinem Engagement geschuldet, dass ich in Manila vorbei kommen kann. Denn alle Anfragen laufen bei der GIZ über die Pressestelle mit Sitz in Eschborn, und diese Pressestelle verhindert in der Regel Gespräche zwischen Mitarbeitern und Journalisten (nicht nur mein Eindruck, bitte um Gegenbeweise). Ein Grund mag darin liegen, dass die GIZ in der Vergangenheit durch teilweise zweifelhafte Projekte aufgefallen ist, besonders in Afrika und im Nahen Osten. Es geht um die Doppelbesteuerung von Mitarbeitern im Gastland und in Deutschland, um Filz und Intransparenz in der Führungsetage, um Projekte wie Grenzsicherung in autoritären Staaten, und um finanzielle Interessen, die in der Entwicklungshilfe realisiert werden. Die GIZ betreibt dazu einen profitorientierten, kommerziellen Arm – die GIZ International Services.

Um Entwicklungszusammenarbeit bei Konflikten geht es im zweiten Stock des Gebäudes, dort sitzt Peter Hauschnik, der Projektleiter von COSERAM und dem Zivilen Friedensdienst bei der GIZ. Hauschnik leitet ein, die GIZ kümmere sich auf den Philippinen nicht nur um den Schwerpunkt Frieden und Konflikte, der andere Schwerpunkt liege in den Folgen des Klimawandels und im Umweltschutz. Die Philippinen sind ja besonders vom steigenden Meer, Stürmen und Erdbeben betroffen. Aber auch Hygiene in Schulen sei ein Thema der GIZ hier.

Konflikte im Süden der Philippinen sehen so aus: Die Region ist sehr

reichhaltig an Ressourcen, aus den Bäumen lassen sich Öle und Holz produzieren, im Boden liegen wertvolle Elemente. In den vergangenen Jahren haben verschiedene Ministerien sich überlappende Titel für die Ländereien vergeben; Lizenzen an Firmen, die die Wälder abholzen oder Bergbau betreiben. Gleichzeitig sollen aber Teile der Natur geschützt werden.

Gleichzeitig führt die kommunistische Bewegung der Philippinen, die „National Democratic Front of the Philippines“, und die kommunistische Partei mit ihren über 17 verschiedenen bewaffneten Gruppen – der New People’s Army (NPA) – Krieg gegen die Regierung. Sie wollen an den Ländereien beteiligt werden und vor allem die USA aus dem Land drängen, lese ich auf der modern gestalteten Webseite der Bewegung. Die NPA befindet sich im Osten Mindanaos, während im Westen muslimische Organisationen aktiv sind, wenn man es holzschnittartig betrachtet.

Und gleichzeitig ist da die indigene Bevölkerung, die Lumads, weit unten in der Hackordnung. Auch sie wollen einen Teil des Landes zurück, auf dem sie seit Jahrhunderten leben. Oder zumindest Gewinne einstreichen. Diese Ursache führt zu Konflikten mit anderen Parteien, aber auch unter einander sind sich die Stämme nicht immer grün, wenn es um Einnahmen geht. Immerhin gibt es seit 20 Jahren den Indigenous People’s Right Act (IPRA), der die Rechte der Indigenen sichern soll, unter anderem Selbstbestimmung und den großen Knackpunkt Lizenzen an Ländereien, erklärt mir Peter Hauschnik.

Das liest sich sicherlich verwirrend. Aber genau das ist der Zeitgeist hier: Sich überlappende Interessen, Gruppierungen, Organisationen, Bewegungen. Es scheint, als blickten die verschiedensten Parteien manchmal selbst nicht durch. Daher sind die Konflikte auf Mindanao so schwierig zu lösen.

Mit Peter Hauschnik rede ich heute über die Projekte der GIZ im Bereich Frieden, die er leitet. Die GIZ legt natürlich den regionalen Schwerpunkt auf Mindanao. COSERAM steht für Conflict Sensitive Resources and Assets Management, ein Gemeinschaftsprojekt vom deutschen Entwicklungsministerium, der GIZ, dem philippinischen Umwelt- und Innenministerium. Dieses Projekt befindet sich im letzten Drittel und soll 2018 enden, gerade wird über eine Fortsetzung nachgedacht. Insgesamt gebe es sieben Entsendeorganisationen im zivilen Friedensdienst, Organisationen also, die Entwicklungshelfer in Länder senden, die direkt in den Dependancen sitzen. Die GIZ platziert zudem Fachkräfte in Organisationen der Partnerländer, etwa in der NCIP für die Indigenen oder in Behörden. Die Entwicklungshelfer vom ForumZFD hingegen veränderten die Bedingungen an der Basis – horizontale Orientierung. Während die GIZ eher vertikal orientiert sei. „Aber wir sitzen natürlich zusammen, und sind thematisch nah beieinander. Da gucken

wir, wie wir uns am besten ergänzen“, sagt Peter Hauschnik.

„Wir führen keine Friedensverhandlung, sondern unsere Arbeit ist an lokalen Behörden orientiert. Da geht es um die Überlappung von Planungsmechanismen, etwa bei Naturschutz, Indigenen und kleinen Bauern. Da gehen wir rein“, sagt Peter Hauschnik. In Local Government Units würden philippinische Behördenmitarbeiter dabei unterstützt, diese Überlappungen zu sehen und konstruktiv damit umzugehen. Das sei im Grunde technische Zusammenarbeit, denn es gehe oft schlicht um den Austausch von Daten. Aber die Behördenmitarbeiter müssten auch Konfliktsensitivität hervorbringen, um zum Beispiel Indigene in die Planung von Lizenzvergaben mit einzubeziehen, sagt Hauschnik.

Zudem fördere die GIZ den Dialog philippinischer Behörden, etwa in regional peace and order councils, die aus verschiedenen Ministerien, Gemeinden und Polizeieinheiten bestehen. „Wir haben mit der Regierung eine Friedensagenda aufgesetzt. Dabei werden regionale Konfliktlinien identifiziert, unter anderem die Überlagerung, aber auch Kriminalität und Rebellion der NPA spielen eine Rolle“, sagt Peter Hauschnik.

Und welche Veränderung bemerkt die GIZ seit Dutertes Wahl zum Präsidenten? Die GIZ beobachte die Friedensverhandlungen zwischen Regierung und NPA im Osten Mindanaos. Das könne Auswirkungen haben „auf das, was am Boden passiert.“ Im Moment liegen die Verhandlungen aber brach wegen des Kriegsrechts – es fallen aber auch keine Bomben. Daher, sagt Hauschnik, habe sich die Lage nach Einschätzung der GIZ in den NPA-Gebieten nicht verschärft. Und so arbeitet die GIZ dort in ähnlicher Situation weiter, wie vor Duterte.

Allerdings gibt es Veränderungen im Bereich Sicherheit eigener Mitarbeiter. Die GIZ hat ein Crisis and Risk Management Team, das die regionale Sicherheitslage überprüft. Gerade musste die GIZ ihre Mitarbeiter aus der Stadt Cotabato im Westen Mindanaos abziehen, und zwar gar nicht mal wegen des Aufstands in der Stadt Marawi und der Gefahr durch den IS. Sondern es gebe eine zunehmende Unsicherheit was Entführungen von Ausländern angeht. So befindet sich dort nun nur noch philippinisches Personal.

Ich frage mich, inwiefern jenseits finanzieller Interessen von ausländischen Firmen, Kommunisten und Indigenen die Konflikte in Mindanao kulturell begründet sind? Hauschnik war vor seiner Zeit auf den Philippinen in Kolumbien in der Entwicklungszusammenarbeit aktiv. Dort sei die Opferdiskussion weiter fortgeschritten, sagt er, das sei hier ein wenig unterentwickelt. Das Bewusstsein und die Diskussion über den Umgang mit historischer Ungerechtigkeit – wie die Indigenen und die Moros sozial geschädigt werden sollen – fehle hier noch. Denn obwohl ein großer Teil des Wirtschaftswachstums auf dem Reichtum des Südens beruht, wollen die

Menschen in Manila nichts mit Mindanao zu tun haben.

Mein Besuch bei der GIZ endet mit dem Versprechen, ich könne mich melden, wenn ich die GIZ-Kollegen in Mindanao treffen wolle. Trotzdem nennt Hauschnik als wichtigsten Ansprechpartner immer wieder nur die Kollegin von ForumZFD in der Stadt Butuan. Es scheint, als wolle die GIZ mich nicht so recht ranlassen, obwohl wir ein sympathisches und interessantes Gespräch geführt haben. Denn die GIZ arbeitet mit Behörden und in sehr fragilen Bereichen. Da ist es vielleicht nicht unbedingt förderlich, wenn ein Journalist diese Beziehungen strapaziert.

Andererseits erweckt dieses Misstrauen der GIZ gegenüber der Presse auch Zweifel an den Projekten der GIZ. Ist die Agentur doch nur ein verlängerter Arm der deutschen Wirtschaft? Frei nach dem ehemaligen deutschen Außenminister Dirk Niebel, der sinngemäß sagte, jeder deutsche Euro, der in die Entwicklungshilfe fließt, muss auch wieder zurück fließen. Selbst wenn das so ist, ist das nicht unbedingt schlecht, denn im Handel profitieren bestenfalls alle. Damit das so ist, braucht es aber Transparenz. Entwicklungshilfe hat nichts mit Gitarre spielen und Brunnenbauen zu tun, sie ist ein professionelles Geschäft von Berufs-Helfern. Hauschnik kommt im Anzug zur Arbeit und wohnt fußläufig vom Büro entfernt. Er sagte heute auch: „Die Herausforderungen unserer Partner sind unsere Daseinsberechtigung. Wir wären nicht hier, wenn hier alles wie in der Schweiz funktionieren würde.“

Auf meinem 45-Minuten-Fußweg zurück von der GIZ in das Rotlichtviertel von Makati, wo ich wohne, denke ich über die westlichen Interessen im Pazifik nach. Obwohl mir schwindelig vom Smog wird. Man muss verstehen: In Zeiten, in denen die USA unter Trump hier keinen klaren Standpunkt vertreten, und in denen Duterte sich gegen China und Russland öffnet, hat der Westen vielleicht ein wenig Angst, dass ihm mit dem wichtigen Bindeglied Philippinen die letzten Felle der Region wegschwimmen. Duterte hat sogar ein paar Inseln an China verschenkt – was bedeutet das wohl für Zölle auf unsere Transportschiffe in der Region? Nur ein Beispiel. Und so scheint es nachvollziehbar, dass die großen deutschen Stiftungen und Organisationen wie Adenauer und GIZ zwar am Frieden interessiert sind, der Stabilität in die Regionen bringt, in denen Deutschland auch handeln möchte. Aber im Bereich Menschenrechte: Was bringt es uns, mit dem Finger auf Duterte zu zeigen, wenn wir mit ihm doch jetzt im Dialog bleiben müssen? Vielleicht ist das ein Grund, die Denke der Entscheider, warum es in dem Bereich kaum staatliche Entwicklungszusammenarbeit gibt.

4.2 Entwicklungszusammenarbeit durch deutsche Vereine – ForumZFD in Butuan

Für mich geht es jetzt auf nach Mindanao. Ich möchte dort lernen, wie ForumZFD arbeitet und was sich dort gerade verändert. Ich fliege nach Butuan, in den Norden Mindanaos, und komme in einer Stadt an, in der ein paar Hunderttausend Menschen leben, und in der es trotzdem nichts zu sehen gibt. Nur eine Hauptstraße führt durch die Stadt, die deswegen unendlich verstopft ist mit Sammeltaxis. Diese Stadtplanung – große, fette Hauptstraße und keine Bürgersteige – ist auch so ein Relikt amerikanischer Besatzung.

Das Büro von ForumZFD befindet sich in einem kleinen Haus am Stadtrand von Butuan, der Hauptstadt der Region Caraga im Norden Mindanaos. Paola Ottomano ist die Kollegin, die mir Peter Hauschnik von der GIZ empfohlen hat, sie ist die Projektleiterin von ForumZFD in Butuan. Und sie erklärt mir heute, wie Konflikttransformation bei indigenen Stämmen abläuft: Meistens haben die Stämme zivile Organisationen gebildet, in denen ihre Anführer sitzen.

Diese Organisationen werden von ForumZFD eingeladen und geschult, ihre Bedürfnisse und Probleme zu identifizieren, die zu Konflikten mit anderen Gruppen führen. Die Organisationen tragen ihr Wissen dann in die Stammes-Gemeinschaft. „Und im zweiten Schritt tragen die Organisationen dann akute Konflikte an das Forum heran“, sagt Paola Ottomano, es geht also um Schlichtung, einen gemeinsamen Nenner für ähnliche Bedürfnisse finden.

Im zivilen Friedensdienst sind zurzeit nur das Forum und die GIZ aktiv, sagt Ottomano. Anders als die GIZ arbeitet das Forum direkt mit indigenen Gemeinschaften in Mindanao. Da gibt es Konflikte innerhalb indigener Gruppen, Konflikte mit anderen indigenen Gruppen, und auch Konflikte mit übergeordneten Gruppen wie Militär und Behörden. Konkret geht es meistens um Umweltzerstörung durch Rodung, die die Indigenen beklagen, und um die Verteilung von Lizenzeinnahmen. Das sei immer nur die Spitze des Eisbergs, was Forum zu hören und zu sehen bekommt.

Die Entwicklungszusammenarbeit steht und fällt mit Menschen wie Jirah Luison, die als nationale Mitarbeiterin internationale Organisationen unterstützen. Sie ist eine von zwei Kolleginnen von Paola Ottomano, die Filipina spricht die Landessprache der Indigenen, sie ist Soziologin mit Schwerpunkt Entwicklung von Gemeinschaften. Luison schult die indigenen Organisationen, und manchmal besucht die 26-jährige ihre Klienten. Vertrauen bilden. Den direkten Zugang aufrecht halten. Von ihr scheint viel abzuhängen in der Region.

Ein paar Tage nach unserem ersten Treffen im Büro vom Forum wollen wir zu den Indigenen fahren. Der Stamm der Manobo liegt im Gebiet bewaffneter kommunistischer Rebellen – die Armee ist auch vor Ort, manchmal gibt es Gefechte im Dschungel, Bomben fallen oder explodieren am Straßenrand. Gestern noch wollte Paola Ottomano mich mit Luison alleine zu den Indigenen fahren lassen. Doch nach ein paar Sicherheitsanfragen in ihrem Netzwerk und wegen der fragilen Beziehungen zu den indigenen Stämmen fährt sie den Van der Organisation nun lieber persönlich in die Berge.

Zu dritt fahren wir an einem Donnerstagmorgen los, in unserem klimatisierten Van, vorbei an den aufgepimpten Sammeltaxis. Nein, wir fahren nicht über rot und wir halten vor jedem Zebrastreifen an. Die Schulkinder können es nicht fassen, dass wir ernsthaft abbremsen, um sie vorbeizulassen. Aber wir wollen eben ein gutes Bild abgeben. Vielleicht ein Vorbild sein.

Während sich die Reifen unseres Vans durch die vom Regen gezeichneten braunen Pfade fressen, in diesem sattgrünen, bergigen Dschungel, erzählt mir Paola Ottomano, dass die Indigenen eine eingeschüchterte und marginalisierte Gruppe sind. Weil sie Englisch nur mäßig verstehen und es fast gar nicht sprechen, weil sie manchmal nicht wissen, an welche Behörde sie sich wenden müssen, streiten sie lieber untereinander, als sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Ihr gehe es darum, Brücken zu bauen, Parteien zum Reden zu bringen.

Die Pfade werden immer enger, statt Häuser ziehen nur noch Hütten am Van vorbei, der stark rumpelt und der laut brüllen muss, um voran zu kommen. Menschen schauen uns nach, als würde ein Raumschiff an ihnen vorüber schweben. Ich muss daran denken, was sich hier vor zwei Wochen abgespielt hat: Als die Armee eine große Lieferung Reis an die Manobo einkassiert hat, weil sie dem Stamm vorwirft, die NPA zu unterstützen. Die Schulen und Läden hätten danach geschlossen, in tiefer Verunsicherung hätten die Indigenen sich nicht mehr vor die Tür getraut, heißt es in einer Meldung einer Organisation an die Regierung. Doch tatsächlich gibt es indigene Kämpfer und Sympathisanten unter den Kommunisten, die Indigenen seien einfach zu rekrutieren, weil staatliche Hilfsprogramme oft nicht wirken, lerne ich.

Wir sind da. Und keine Überraschung: Die Realität hat nichts mit Folklore im Sinne von „Die tanzen ums Feuer herum“ zu tun. Im Gegenteil, eine kleine, starke Frau empfängt uns, Ende 50, sie trägt passend eine rote Designerbrille zu ihrem roten Gewand. Zenaida Mansiliohan ist einerseits die Anführerin des Stammes der Banwoan, einer Gruppe innerhalb der Manobo, von denen es hier insgesamt etwa 25.000 gibt. Andererseits ist Mansilio-

ohan Vorsitzende eines landesweit aktiven Frauenvereins der Indigenen. Wir bestaunen uns und setzen uns hin.

Jetzt hämmert der Regen so stark auf das Wellblech, dass wir einander nicht verstehen, also essen wir erst einmal. Es gibt einen körnigen Reis, mit einem bitteren Salat und einem kleinen Fisch, serviert auf Reispapier, wir essen mit den Fingern. Es ist sehr lecker. Bevor die Aktivistin und Stammesführerin zu reden beginnt, will sie deutlich machen, wie wichtig ihr eine präzise Berichterstattung ist. Schon einmal habe die Organisation Dinge fälschlich dargestellt.

Dann erzählt Zenaida Mansiliohan ihre Geschichte und Jirah Luison übersetzt: Ihr Großvater habe noch weiter oben auf dem Berg gewohnt, er habe geglaubt, Wolken durch Pfeifen vertreiben und Wunden durch Pusteln heilen zu können. Heute lebten sie mit anderen Siedlern und anderen Stämmen gemeinsam recht friedlich in der Region, die Bildung ihrer Kinder habe sich verbessert, einige Indigene glaubten mittlerweile an Gott. Viele Missionare christlicher Sekten seien hier unterwegs.

Doch heute gehe es natürlich um die Ländereien, zig tausende Hektar Urwald. Sie fühlten sich im Stich gelassen, sagt Mansiliohan. Von der NCIP, der „National Commission of Indigeneous People“, einer Behörde, die die Rechte der Indigenen vertreten soll. Aber die NCIP würde eher gegen sie arbeiten, weil dort Nicht-Indigene die Gesetze formulieren, ohne die Indigenen zu fragen. Damit würde teilweise das IPRA, das Indigenen-Recht verletzt.

Im Stich gelassen von den lokalen Regierungen der Region, die aus Frauenhelden, Dealern und Zockern bestünden, die lieber Basketballplätze bauten als ihnen die Straßen, von ihnen könnten sie keine Hilfe erwarten, wenn es darum geht, an den Einnahmen der insgesamt sieben Holzwirtschafts-Firmen in der Region beteiligt zu werden. Die Hintermänner dieser Firmen säßen im Ausland, vielleicht in Schweden oder Japan.

Und wie ist das Verhältnis zu Armee und NPA? Beide Milizen würden ihre Tiere schlachten oder von ihren Feldern stehlen. Eine Zeit lang konnten sie nicht zu den Schulungen von ForumZFD fahren, weil die Armee sie nicht gelassen habe, die Armee würde sie überwachen und verfolgen. Die NPA sei auch nicht besser, sie erpressten die Revolutions-Steuer, eine Abgabe wie ein Schutzgeld. Manchmal wisse man gar nicht, welche Miliz nun vor einem stehe. Denn es gebe auch Gangstermilizen, die als Kommunisten getarnt Geld oder Essen erpressten.

Worin besteht also ihre Hoffnung? Auf den Umweltschutz-Programmen. Über diese könnten sie vielleicht ihre Ansprüche auf die Ländereien umsetzen. Aber sie wollten nicht als ökologisches Feigenblatt der Green Economy herhalten, bei Programmen, wo nach sieben Jahren dann doch wieder gehol-

zt werden darf. Die Programme müssten ernst gemeint sein. Bis dahin sei es noch ein weiter Weg. Ich solle bitte das nächste Mal gleich einen Monat bleiben, erst dann hätte ich alle ihre Geschichten und Gedanken gehört. Zuletzt möchte ich noch wissen, was Oxfam denn falsch dargestellt habe. Die Antwort: Ein Name wurde falsch geschrieben. So viel zum Thema fragile Beziehungen.

Auf dem Rückweg reden die 33-jährige Paola Ottomano und ich noch einmal über ihre Arbeit und Veränderungen seit Duterte. Wichtig ist ihr, politisch nicht Partei zu ergreifen. Konflikttransformatoren müssten neutral bleiben, und man kann etwa auch kritisch gegenüber den Indigenen sein, die bisweilen ein fragliches Umweltverständnis haben und die Wälder zumüllen, wie ihr erzählt wurde. Trotzdem gehe es natürlich darum, dass die Stimmen der Indigenen gehört werden.

In Sachen Human Rights hat das Forum schon einen Standpunkt, sagt Ottomano. Sie persönlich findet aber, dass nicht unbedingt immer westliche Menschenrechtsstandards angewandt werden können, weil wir einen anderen kulturellen Ausgangspunkt haben. Hier gehe es hingegen um die Funktionalität der Gemeinschaft, weniger um die Schuld des Individuums. Die Gemeinschaft müsse in Ordnung gehalten werden, und wer nicht spurt, wird eben aussortiert. Diese Vorgehensweise entschuldige natürlich nicht die Verletzungen, aber wir müssten diese kulturellen Unterschiede verstehen und entsprechend werten.

Präsident Duterte habe sicherlich nun Angst vor Vertrauens- und Machtverlust, und habe vielleicht auch deswegen das Kriegsrecht über Mindanao verhängt. Immerhin habe er mit der Stärkung des Official Presidents Advisor on the Peace Process (OPAPP), der durchführenden Behörde in den Friedensverhandlungen ein Momentum kreiert, das dazu führt, dass mehr Dialoge geführt werden. Akteure rückten plötzlich enger zusammen und neue Möglichkeiten entstünden. Das sei durchaus ein positiver Einfluss des Präsidenten, der die Gewichtung von Organisationen und Behörden verändert – aber auch eine neue Herausforderung. Denn keinesfalls seien die derzeitigen Entwicklungen in Mindanao und Manila zu begrüßen.

Irgendwann kommen wir an, zurück in Butuan, wo das Forum sitzt. Natürlich habe ich mittlerweile ein paar Nummern von GIZ-Mitarbeitern herausgefunden. Habe ich vielleicht sogar welche getroffen? Und wenn ja, waren sie dann sehr freundliche, unterhaltsame Menschen, die alles daran setzten, nicht über ihre Arbeit reden zu müssen? Die gar ein wenig eingeschüchtert waren? Mir fällt eine Broschüre der GIZ in die Hände, die auf Englisch erklärt, wie das Projekt COSERAM den Zugang für ausländische Investoren in konflikthafte Regionen sichert – Werbung für die Zusammenarbeit mit ausländischen Geldgebern also. Wie gerne hätte ich vor Ort darü-

ber geredet. Aber die GIZ spielt lieber verstecken.

Da es in Butuan nicht wirklich viel zu recherchieren gibt, fahre ich weiter. Nächster Stop ist Davao, ganz im Süden Mindanaos – Duterte Zuhause. Auch hier will ich mit einer Mitarbeiterin von ForumZFD sprechen. Im Reisebus sitzend habe ich Zeit zum Nachdenken. Besonders beeindruckt mich, wie offen und unkompliziert die Filipinos Geschlechterrollen ausleben. Es gibt so einige Frauen, die im männlichen Körper geboren wurden, ähnlich wie in Thailand. Sie gehören überall zum Familien- und Stadtbild, scheinen vollends akzeptiert. Es gibt einige, offensichtlich schwule Männer, die plötzlich doch mit Ate anstatt Kuya, also mit Schwester anstatt Bruder angesprochen werden wollen. Und heterosexuelle Männer stärken sich die Fingernägel mit Lack oder tragen auch schon einmal eine pinke Zahnkrone. Irgendwie verschwimmen die Grenzen hier. Es fühlt sich verwirrend, aber erfrischend frei an.

4.3 Entwicklungszusammenarbeit durch deutsche Vereine – ForumZFD in Davao

In Davao angekommen habe ich sofort tausende Augenpaare auf mir, dutzende kleine Gespräche. Im Moment fährt kaum jemand nach Mindanao wegen des Kriegsrechts. Ich bin der einzige westliche Mann weit und breit. Männer wie Frauen sagen im Vorbeigehen zu mir: „You look handsome.“ Oder: „Gwapo“, schön. Wegen der blauen Augen, glaube ich. Manchmal antworte ich auf das Kompliment mit „You can kiss me now.“ Kinder rennen mir entgegen, ich muss gefühlt Tausende High-Fives geben. Und abends nach meiner Ankunft, auf dem Nachtmarkt, wo es vor ein paar Jahren einen Bomben-Anschlag gab, laufe ich durch den Dunst der gegrillten Fische und Schweine und ein Raunen geht durch die Menge. Ich habe viel gelacht.

In Davao ist sofort klar, hier ist die Brutstätte des Duterte-Clans. In meinem Hotel steht eine lebensgroße Duterte-Pappfigur. Ich sehe Duterte-Armbänder, Duterte-Mundschutz, Duterte-Hundehalsband, die Duterte-Faust auf Autos geklebt. Sie verehren ihn hier. Am nächsten Tag, im städtischen Museum, verstehe ich nicht viel, weil die Geschichtsstudentin, die die Besucher durch die Räume führt, ihren auswendig gelernten Text so schnell herunterrattert. Aber eines habe ich verstanden: Duterte. Sein Vater war schon Gouverneur in der Region, und er mit über 20 Jahren als Bürgermeister die längste Zeit im Amt. Mittlerweile führt seine Tochter Inday Sara (Lady Sara) die Geschäfte.

Nach dem Museumsbesuch gehe ich den Stadtpark, der mich irgendwie an Singapur erinnert. Total sauber und auffallend geplant wirkt die Anord-

nung der Pflanzen und Wege, allerdings gibt es nicht wirklich viel zu sehen. Ganz anders als an anderen Orten des Landes. Klein Singapur in arm eben, dieser Park. Überall stehen Schilder, was nicht erlaubt ist. Rauchen zum Beispiel – ist sogar in ganz Davao verboten, und mittlerweile sogar im ganzen Land, zumindest in der Öffentlichkeit. Da ich im Hotel auch nicht rauchen darf, muss ich heimlich in irgendeiner Gasse Davaos rauchen. Und habe Angst, dass ich von den legendären Todesschwadronen dafür erschossen werde. Im Park ist auch der Verzehr von Durians verboten, auf Deutsch Kotzfrucht genannt, für seine Durians ist Davao landesweit bekannt. Aber in der eigenen Stadt: Teilweise verboten. So viel zum Thema harte Hand der Dutertes. Im Park rutsche ich an der einzigen matschigen Stelle aus, die ich finden kann, und reiße mir den Fuß auf. Von nun an humpele ich durch den Süden des Landes. Dafür funktioniert mein Computer wieder.

Jetzt humpele ich zu Kathrin Buddendieck, die in Davao ein ganzes Haus mieten kann, so günstig sind die Mieten hier. Sie serviert frisches Obst, und auf ihrer Gartenterrasse reden wir über das Forum ZFD und ihre Arbeit in Davao. Zum einen ist Buddendieck für Planung, Strategie und Monitoring zuständig, verwalterische Aufgaben also, die sie als Assistenz der Geschäftsführung vor Ort wahrnimmt. Zu diesen Aufgaben gehört zum Beispiel auch Treffen mit anderen Organisationen vorzubereiten und zu dokumentieren. Zum anderen ist sie in ein Projekt eingebunden. Hier in Davao geht es um Conflict Sensitive Journalism (CSJ), den das Forum gemeinsam mit einer anderen Organisation durchführt.

Die Berichterstattung gerade in krisengeschüttelten Gebieten sei oft sensationsgeladen und emotionalisiert, sagt Buddendieck, Tatsachen würden vielfach verallgemeinernd und zusammenfassend dargestellt. Und so gehe es beim CSJ darum, Journalisten bzw. angehende Journalisten mit Konfliktanalyse vertraut zu machen: „Wie funktioniert ein Konflikt, wo wirst du Teil vom Rad, wie berichtest du ausgeglichen.“

Die Arbeit findet an Akademien, Schulen und Universitäten statt. „Wir schnappen uns die Jungen“, sagt Buddendieck, und zwar nicht nur Journalisten, sondern auch Studierende oder Auszubildende aus dem Bereich Kommunikation. In den Institutionen wird CSJ dann Teil des Lehrplans – die Aufgabe des Forums bestehe also auch darin Workshops über CSJ zu halten oder etwa im Rahmen von Filmfestivals für die Arbeit zu werben. Darüber hinaus entwickelte das Forum hier in Mindanao Kurzfilme oder Radioshows zur Friedenserziehung, um Verständnis zu schaffen. Auch so kann Entwicklungshilfe also aussehen.

In Zukunft möchte ForumZFD auch hinein in die Politikwissenschaft: Es gehe um historische Gerechtigkeit, um die Geschichte des muslimischen und indigenen Mindanaos. „Studenten wissen häufig wenig über die Geschich-

te, nichts über das Ausmaß der Marginalisierung.“ Ein tiefes Verständnis der Geschichte sei aber Grundlage, um Frieden auf der Insel zu schaffen.

Während ForumZFD in Butuan die Arbeit mit Indigenen fokussiert, steht hier in Davao Friedenserziehung innerhalb von Institutionen auf der Agenda. In Cotabato, einer wichtigen Großstadt im muslimischen Westen Mindanaos, geht es um die Bildung der autonomen Region Bangsamoro. Auch dort ist die Organisation involviert, ist Teil von einem Netzwerk aus Friedens-Vertretern, aus Aktivisten, Journalisten, Akademikern und Künstlern.

Dort sitzt gerade noch ein Kollege, ein Filipino mit deutschem Pass. „Aber die Lage ist schwierig“, sagt Buddendieck. Nicht nur in Marawi kämpfen muslimische Aufständische, sondern auch in Cotabato muss die Armee gegen sie eingreifen. Deswegen möchte die deutsche Botschaft im Moment dort keine Staatsbürger herumlaufen sehen – und es gibt dort seitens des Militärs eine Ausgangssperre für weiße Personen. Und so kann ich den Kollegen dort leider nicht besuchen, sondern werde in ein paar Tagen nach Cagayan de Oro fahren, das noch als sicher gilt, im Norden Mindanaos. Von dort ist es nicht weit nach Marawi, wo gekämpft wird. In Cagayan werde ich eine große philippinische NGO treffen.

Doch zunächst treffen Kathrin Buddendieck und ich uns abends noch einmal auf ein paar Bier. Wir reden auch über den Präsidenten, den ich versuche, in diesen Tagen zu verstehen. Mir dämmert langsam, warum die Menschen ihn überall lieben, und ich sehe, dass dieser Aspekt so wenig in den Berichten in unseren Medien erklärt und berücksichtigt wurde. Auch Kathrin Buddendieck sagt, ähnlich wie ihre Kollegin Paola Ottomano, Duterte haben diesen gewissen Moment geschaffen, er habe einen Draht zu allen Akteuren hier, zu den Kommunisten, den Moslems, den Armen, den Reichen. Duterte selbst bezeichnet sich als Sozialisten. Das ist sein Vorteil, sein Kapital, und darin besteht auch Hoffnung. Aber seine Aussagen sprächen für sich, sagt Buddendieck, und mit dem Drogenkrieg umgehe er jenen staatlichen Sektor, den er doch als Kämpfer gegen die Korruption nutzen wollte.

Irgendwann später landen wir auf einem kleinen Rockkonzert – eine lokale Größe spielt hier Lieder, die das ganze Publikum mitsingen kann. Allerdings singt das Publikum zaghaft und im Sitzen. Wie symbolisch für das, was im Land gerade passiert: Es scheint, als opfern die Filipinos ihre Emotionen und ihre Kultur. Abgekühlte Sitzparties, satt aufgeladenes Latino-Asien-Flair. Selbst der Sänger der Rockband und sein Sohn wollen sich nicht klar positionieren und liebäugeln halbwegs schüchtern mit der Politik ihres Präsidenten, anstatt sich deutlich zu positionieren, und das hier im vermeintlich linken Milieu. Und so tauschen die Filipinos ihre Freiheit gegen die Sicherheit ein.

Duterte hat viel erreicht hier im Süden, das steht außer Frage. Er hat Da-

vao von einem chaotischen und gewalttätigen Moloch in eine Stadt verwandelt, die als sicherer gilt als Manila. Er hat aufgeräumt; mit harter Hand, auch mit Verbrechen gegen die Menschlichkeit, mit aufgetragenen Morden vermutlich. Doch irgendwo spricht sein Erfolg eben auch für ihn.

Sicherheit. Wie sieht sie aus hier in Mindanao? Martial law, also Kriegsrecht bedeutet, dass Bilder von aufständischen Muslimen, die zur Fahndung ausgeschrieben sind, an vielen Straßenecken hängen. Dazu die Checkpoints auf den Landstraßen, Bombensuchtrupps und überall Polizisten in Davao. Vielleicht ist diese Sicherheit auch nur gefühlt, denn was wollen die Offiziere und Wächter mit ihren kleinen Stöckchen schon ausrichten, wenn sie damit lieblos und unachtsam bei den Kontrollen kurz und obligatorisch in jedem Rucksack herumstochern.

Am nächsten Tag treffe ich einen Filmemacher aus Davao. Was denken Filipinos in meinem Alter wirklich über Davao, Duterte, die Drogenpolitik? Der junge Filmemacher sieht sich ein paar Mal um, als er das Café betritt, in dem wir uns treffen. Sucht er mich, oder wird er verfolgt? Er trägt einen Fischerhut, darunter purzeln schwarze Locken über seine Ohren, er trägt weite Kleidung. Ich erzähle ihm von meinem Vorhaben, vielleicht mit den Indigenen oder den Moslems zu drehen. Er grinst, aber große Vorsicht sei geboten. Er finde, der Präsident sei besser als die Präsidenten zuvor. Es gebe aber auch Kritikpunkte, und wer Kritik am Präsidenten äußert, bekäme Schwierigkeiten. Das sei das Problem hier. Wir gehen über die Straße, in eine Gasse, hinten steht ein kleines Warehouse.

Der Filmemacher und sein Team haben im ersten Stock ein kleines Zimmerchen gemietet, unten plant ein anderes Team das Davao-Film-Fest. Der Trakt gehört einem Filmemacher, dessen Eltern eine Tankstelle haben. So läuft das hier.

Im Erdgeschoss spreche ich mit anderen Medienschaffenden aus dem Filmgeschäft, Dokus und Kurzfilme werden hier produziert. Hier im Erdgeschoss sitzen Menschen, die kein Problem mit Duterte haben. Sie sagen: Er ist okay, wir sind froh, dass wir ihn haben. Der Einsatz von Todesschwadronen gegen Drogendealer sei nicht bewiesen (das stimmt sogar). Und wenn schon, jene, die es getroffen hat, hätten es verdient. Notorsche Verbrecher tanzten den Behörden und der Bevölkerung auf der Nase herum, sie gäben niemals auf. Und selbst der Filmemacher, der eben im Café noch zurückhaltend war, gar ein wenig Kritik übte, stimmt hier mit ein.

Ich verlasse die Gruppe mit gemischten Gefühlen. Irgendwie geht das gegen meine Ansichten von Demokratie und Gerechtigkeit. Aber irgendwo kann ich die Haltung der Menschen hier ein Stück weit nachvollziehen. Vielleicht läuft es hier einfach so, vielleicht haben es einige Verbrecher wirklich so verdient, vielleicht braucht es in dieser Gesellschaft eben jemanden, der

Ordnung aus dem Chaos schafft – aus dem Chaos, das der Westen doch mit angerichtet hat. Vielleicht sollten wir aufhören, unsere Maßstäbe an Phänomene zu legen, die sich nicht mit unserer Kultur, unseren Werten, unserer ganzen Welt vergleichen lassen. Nur: Wer kann versichern, dass es immer die Richtigen trifft? Und welche Ausmaße nimmt das gerade an?

4.4 Exkurs: Hahnenkampf und andere Besonderheiten

Dann verlasse ich Davao, noch humpelnd, aber voller Eindrücke. Im Bus sitzend habe ich wieder Zeit zum Nachdenken. Was ist eigentlich mit den ganzen Waffen hier im Land? Soldaten, Sicherheitsleute, aber auch Zivilisten tragen Waffen. Vor meiner Abreise habe ich noch eine kleine Filipina kennengelernt, sie süppelt einen Instant-Kaffe im Mini-Markt um die Ecke. Wir reden:

„So, what’s your job?“

Sie: „I’m a guard.“

Es klingelt bei mir. Alle Sicherheitsleute haben diese Permission, einen Waffenschein, den man genau wie den Führerschein kaufen kann.

„So, you got a gun?“

Sie: „Of course.“

Ich überlege kurz: „You got your gun on you right now?“

Sie: „Sure.“

Ich: „Really?“

Und sie zog eine geladene Waffe aus ihrer Handtasche.

Auch der junge Filipino, der hinter mir im Bus mit seiner Freundin kuschelt, trägt ein bisschen sichtbar seine Pistole in der Brusttasche. Er sei Polizist in Manila. Warum man da seine Waffe mit in den Urlaub nehmen muss? Es sei „High Alert“ in den Philippinen. Na gut.

Dazu muss man wissen: Die Pinos sind genau wie die Amerikaner nährisch nach Waffen. Für Familien in Mindanao gehört es zum guten Ton, bewaffnet zu sein, während das liberale Waffenrecht es bestimmten, gefährdeten Berufsgruppen – wie zum Beispiel Schauspielern – erlaubt, Waffen in der Öffentlichkeit zu tragen. Was sie in Manila dann auch tun. Dass die Geschichte immer wieder gezeigt hat, dass die Waffendichte eines Landes mit seiner Mordrate korreliert, interessiert hier niemanden.

Die Philippinen sind ein Land der Extreme und der Gegensätze. Trotz der Waffen und der Gewalt im Land, habe ich bis jetzt selten so freundliche Menschen erlebt. Herzallerliebste und hilfsbereit waren alle bis jetzt zu mir. Aber nicht aus Profitinteresse, sondern aus purer Freude an der Menschlichkeit. Die Taxifahrer haben eher für meine sichere Weiterfahrt gebetet und

sich bekreuzigt. Anstatt das Wechselgeld zu behalten, wie mir zuerst in Manila eingetrichtert wurde.

Diese Freude und Liebe kann in Grausamkeit und Gewalt umschlagen. Kämpfe sind für Filipinos ein kulturelles Elixier: Sie lassen alle und alles gegeneinander kämpfen: Spinnen, Hunde, Kleinwüchsige im Ölbecken (so gesehen in Manila). Und es gibt natürlich – der Klassiker – den Hahnenkampf, ein Sinnbild für die kampfeslustige und kampferprobte Pino-Kultur. Sonntags nach der Kirche geht es gegen zwei Uhr zur Arena, zum „Cock Pit“. Fast ausschließlich Männer kommen, so mancher hat die Kirche ausfallen lassen und stattdessen schon um Viertel vor Elf die erste Flasche Gin platt gemacht. Offener Hosenstall, blanke Arschritze, lallen. Hier meine Eindrücke von einem Kampf, den ich kürzlich unterwegs gesehen und miterlebt habe.

Zuerst hocken ein paar Männer im Kreis, Zigarette im Mundwinkel. Die Menge tummelt sich drum herum. Ihre Hähne halten die Männer im Arm. Wenn zwei Hähne unruhig werden, dann werden sie zu Kontrahenten. Jetzt wird die gebogene Klinge um den linken Hähnchenfuß gebunden, danach wandert die Meute zum Ring. Das Wetten geht los. Die Buchmacher im Ring schreien ihre Einsätze in die Menge, man kann aber auch außerhalb, privat und schwarz gegeneinander wetten. Das sei gefährlich, erklärt mir mein Sitznachbar. Wer weiß ob du deinen Einsatz oder ein Messer bekommst.

„Cockfights“ sind ein einträgliches Geschäft: Es gibt den Ringrichter, den Züchter, den Trainer, den Eigentümer. Und alle verdienen mit. Am lautesten jöhlt der Polizist dort vorne, der gleichzeitig auch Immobilienhändler ist. Er setzt bis zu 300.000 Pesos auf einen Hahn. 7.500 Euro. Beim Hahnenkampf ist die offene und freie Gesellschaft dann doch wieder Macho-, Gewalt- und Geldorientiert. Aber gut, es ist ihre Kultur.

Zurück in den Bus nach Cagayan de Oro, Nord-Mindanao. Kleinigkeiten sind mir auf den bisherigen Busreisen aufgefallen – Folklore von der Landstraße: Die Filipinos sehen schon so aus wie richtige Gangster: Sie krepeln das Shirt hoch über den dicken Bauch, tragen stets Sonnenbrillen, Halsketten oder Basketballtrikots und weite Hosen. Und auch Opa trägt die Basecap falsch herum, trotz Gehstock. Im Verkehr tragen Männer häufig ein Handtuch um den Hals oder den Kopf gewickelt, Frauen halten sich ein Taschentuch vor die Nase. Oft ersetzen Porzellanzähne die vorderen Zahnreihen, oder sie tragen Zahnspangen. Das gilt für beide Geschlechter.

Warum wippen eigentlich so viele Filipinos mit dem Knie, nicht nur wenn sie im Bus sitzen, überall? Ein Schulkind-Syndrom eigentlich, oder? Herausfinden konnte ich es bisher nicht, offenbar bin ich der Einzige, dem es überhaupt auffällt. Wahrscheinlich hat es mit Reizüberflutung bei gleichzeitiger Unterforderung zu tun. Denn Filipinos sind unentwegt online, le-

sen aber wenige Bücher. Zumindest habe ich, glaube ich, fast niemanden jemals ein Buch lesen sehen. Studien zufolge verbringen Filipinos hingegen die meiste Zeit weltweit in sozialen Medien. Drei Handys, vier Sim-Karten – sind hier ganz normal.

Wer einen neuen Freund in sozialen Medien hinzufügt, kann sich auf was gefasst machen: Ich habe es ausprobiert und jemanden vom Personal hinzugefügt. Plötzlich sagt das ganze Hotel: „Good evening, Sir.“ „Sweet dreams, Sir.“

Fake-News und schlechte Bildung sind hier ein Problem. Aber meine Reisebusse fahren an unzähligen, hübsch bunt angemalten Schulen mit grünen Dächern vorbei, die Besserung versprechen. Vor den Schulen gibt es Zebrastreifen und Schilder: „This school is a peace zone.“ Oft werden die Schulen mit Remittances aufgebaut, mit dem Geld der zehn Millionen Filipinos im Ausland, die sich im Nahen Osten, Europa oder Amerika verdienen. Noch gehen an vielen Orten die Kinder in Schichten zur Schule, die einen früh, die anderen mittags, es ist nicht überall genug Platz.

Doch die Kinder setzen sich gerne neben mich in den Bus, der Reisebus und Schulbus zugleich ist, der für jeden Passagier eine individuelle Haltestelle findet, der keine Fenster hat, aber dafür zehn Pakete Reis auf dem Dach und dazu dort drei Jungen, die für ein paar Pesos mithelfen und mitreisen. Die Jungen und die Schulkinder sind anders als ihre Eltern. Sie wollen Englisch mit mir sprechen.

4.5 Philippinische Friedensaktivisten

Dann komme ich an in Cagayan de Oro, der Großstadt im Norden Mindanaos. Von hier ist es nicht mehr weit bis zum muslimischen Marawi, wo sich seit fast zwei Monaten die Islamisten rund um die Maute-Familie verschanzen. Die Armee wirft Bomben auf sie, die USA und Australien helfen dabei. Konsequenz: Einige Hundert Tote und eine halbe Million Binnenflüchtlinge, hier Internally displaced people (IDP) genannt. Etwa 250.000 IDPs haben Verwandte in Cagayan und sind in den letzten Wochen hier hin geflüchtet. Eine humanitäre Katastrophe. Hungersnot.

Die Organisation, die ich besuche, heißt Balay Mindanaw – Haus Mindanao, eine Partnerorganisation von GIZ und ForumZFD. Unter diesem Dach versammeln sich verschiedene Friedens-Aktivisten: Eine Gruppe engagiert sich im Katastrophenschutz und verteilt Essen, die nächste Gruppe will Frieden zwischen Clans in der Nachbarschaft schaffen. Und das International Center for Peace vermittelt zwischen Behörden, Kirchen und Armee. Hier im Haus Mindanao darf ich in einem der Dorms schlafen, in denen bis-

weilen auch Flüchtlinge unterkommen.

Am nächsten Morgen starten wir zu einer Friedens-Konferenz, die Balay moderiert. Ich darf spontan dabei sein – typische Filipino-Spontaneität – und sitze plötzlich unter tonnenschweren, goldglänzenden Kronleuchtern, an einem runden Tisch, vor mir eine Infomappe, offenbar mit dem Lineal zwischen Besteck und Gläser gezirkelt. Langsam füllt sich der Saal, man kennt sich, aber Umarmungen bleiben doch aus. Stattdessen wandern verstohlene Blicke der Militärs, der Bischöfe, Imame und Friedensaktivisten durch den Raum: Vorbei an der Leinwand vorne, auf der sich Bilder der Zerstörung der Stadt Marawi abwechseln. Vorüber an einem Plakat – einem Versuch eines historischen Zeitstrahls. Hin zu meinen Füßen. Hätte ich gewusst, wo ich heute Morgen bin, ich Idiot hätte keine Flip-Flops angezogen.

Dann beginnt die Konferenz. Eine Schnulze erklingt, eine Art Friedensschlager, begleitet von einem Video auf der Leinwand, das mich an frühere Bildschirmschoner erinnert. Tränen kullern hier und dort über die Wangen der Männer in Tarnhosen oder Turban. Und Hand aufs Herz: Die Nationalhymne. Dann geht es darum, den Dialog zwischen Bischöfen, Imamen und Generälen aufrechtzuhalten. Wie soll die Stadt Marawi gemeinsam wieder aufgebaut werden?

Verschiedene Vertreter berichten über die Situation der IDPs. Kinder seien nach der Flucht häufig dehydriert, Familien getrennt, die Verwandtschaft der IDPs in Cagayan müsse jetzt zu viele Mägen voll kriegen. Klansmänner seien nun im Streit mit Bezirksbürgermeistern, Katholiken mit Muslimen. Genau das sei es, was die Islamisten erreichen wollten. Doch ich lerne auch, dass der Aufstand in Marawi nicht nur mit dem IS zu tun hat, der mutmaßlich Geld und Ideologie in die Region pumpt. Der Maute-Familie schwämmen die Felle weg, dieser Gang von etwa 40 Cousins und Brüdern, die den Aufstand in Marawi anführt. Gelder von Drogenbaronen etwa, die Umsätze seit Duterte Drogenpolitik einbüßen. Zwischen den Vorträgen ermutigt uns eine Moderatorin zu Dehnübungen. Wie Passagiere auf einem Transatlantikflug stretchen und verrenken wir uns. Schütteln uns danach die Hände.

Natürlich spielt das Militär heute auch eine zentrale Rolle: Der für das Kriegsrecht in der Region verantwortliche General gibt sich nahbar, auf Kuschelkurs: Mit sanfter Stimme und Brille auf der Nasenspitze möchte er überzeugen: Die Armee wolle ihre Bürger schützen, „wir tun doch nur, was uns befohlen wird.“ Einige Einheiten nähmen das Kriegsrecht aber sehr wörtlich, reagierten nervös, erzählt mir eine Aktivistin von Balay Mindanaw. Jenseits dieser Konferenz sei ihre Kernaufgabe die Friedenserziehung von Soldaten, die eine andere Selbstwahrnehmung lernen müssten. Das kann ich mir gut vorstellen, nachdem ich die gepanzerten, versteinert durch ihre verspiegelten Sonnenbrillen dreinblickenden Kämpfer an den dutzenden

Checkpoints rund um Cagayan gesehen habe. „Where you go, Sir. Where?“

Nach den Vorträgen, am Nachmittag, geht es ins Detail. Jetzt leiten die Friedensschaffenden Kleingruppen an, die ihren Standpunkt gegenüber anderen Interessengruppen und Empfehlungen zum Wiederaufbau von Marawi ausarbeiten sollen. Das Ergebnis: Ein Thesenpapier, das alle wichtigen Geistlichen und Militärs unterschreiben. Hoffentlich hält die sorgsame, umsichtige Stimmung lange genug.

Nach dieser Konferenz bleibe ich noch ein paar Tage bei Balay Mindanao. Hier wird jede Hand gebraucht: 350 Kilo Reis portionieren, Hygiene-Pakete zusammenstellen, alles in den Truck laden. Einige Hundert Familien im Krisengebiet warten auf das Nötigste für ein paar Tage. Ich habe Zeit, mit dem Gründer und Anführer von Balay Mindanao zu sprechen: Kaloy Manlupig. In seinem Büro reihen sich Pokale, Auszeichnungen und Preise nebeneinander, die er mit Balay in den vergangenen Jahren gewonnen hat.

Angefangen hat Manlupig als Revolutionär unter der Marcos-Diktatur, im Untergrund, sagt er. „Wir haben geglaubt, wir müssen den Diktator dort treffen, wo er ist, und haben Bomben in Manila gelegt.“ Dafür hat er im Gefängnis gesessen. Später, als Marcos besiegt war, arbeitete der studierte Politologe und Jurist für die Regierung: „Das Kernproblem in den Philippinen ist und war die Agrarreform, also die Verteilung von Landrechten. Dieses Problem müssen wir lösen, sonst können wir nicht weitermachen.“ Manlupig wurde also Beamter in Mindanao, der sich um die Agrarreform kümmerte. Im Jahr 1995 verließ er die Behörden und gründete ein Jahr später die NGO Balay Mindanao, zunächst wieder, um für Landrechte einzutreten, doch dann erweiterte sich das Tätigkeitsfeld. Stadtplanung kam hinzu, später Friedensbildung, die Arbeit mit Kommunisten, Indigenen und Militär, sagt er.

Und das ist durchaus ein Geschäft, sagt er und lacht, „wir besitzen alle Häuser und Autos, und das ist auch gut so. Wir wollen sichtbar sein und arbeiten professionell, und nicht im Untergrund.“ Für Außenstehende und Kritiker sieht es merkwürdig aus, wenn Friedens-Aktivisten einen hohen Lebensstandard haben, aber was er sagt, macht für mich Sinn.

Balay Mindanao war lange Zeit ein hauptsächlich durch deutsche Organisationen finanziertes Projekt, „wir bekamen unser Geld von euch, von deutschen Steuerzahlern.“ Die Konrad-Adenauer-Stiftung und die Friedrich-Ebert-Stiftung waren involviert, aber auch die Vorgängerorganisation der GIZ. Doch nun fließe von denen kein Geld mehr, einzig die Kirchenorganisation Misereor unterstütze das Haus des Friedens noch.

Die wichtige Aufgabe von Balay Mindanao sei in diesen Zeiten neben der praktischen Hilfe in Krisengebieten oder dem Vermitteln zwischen Konfliktparteien die Rolle des Meinungsmachers einzunehmen. Denn viele kri-

tische Filipinos seien zu verängstigt, um ihre Meinung frei zu äußern, „und dort kann Balay Mindanao eintreten und sehr klare Aussagen treffen.“ Das sei aber riskant und die Organisation versuche sich durch Sichtbarkeit und Transparenz zu schützen, erklärt Kaloy Manlupig.

Es seien schon verwickelte Zeiten, resümiert Manlupig, der Präsident Duterte, der doch selbst einst gegen Marcos war und in der revolutionären Bewegung war, wie so viele in seinen Kreisen, entpuppe sich als autoritärer Führer mit reaktionärem Mind-Set. „Die Regierung folgt ihrem eigenen Fahrplan und will den kurzen Weg gehen. Das ist undemokratisch.“ Dabei seien doch viele Bemühungen der Regierung zu unterstützen: Der Friedensprozess und der Kampf gegen die Drogen, beides unterstützt auch Balay Mindanao. „Aber nicht so. Wir arbeiten eng mit dem Militär zusammen. Aber wir brauchen kein Martial Law.“

Und was können wir Deutschen tun? „Deutschland ist ein bedeutender Partner in unserer Arbeit. So sollen die Deutschen nicht wegschauen, sondern ihr sollt wissen, was in unserem Land los ist. Duterte sagt, wir brauchen euch und eure Freundschaft nicht. Aber 16 Millionen Wähler sind nicht alle Filipinos, glaubt mir.“

Während meiner Zeit bei den gastfreundlichen und hilfsbereiten Balay Mindanao Leuten gehen auch immer wieder GIZ Mitarbeiter ein und aus, entweder fest angestellte Deutsche, oder Filipinos, die für die GIZ arbeiten. Doch meine Fragen werden abgeblockt, sehr zur Verwunderung der Balay Mitarbeiter, die ihre Freunde und Partner von der GIZ so gar nicht kennen, so abweisend. Klar, Kontakte zu philippinischen Journalisten und interessante Internetseiten geben die GIZ Angestellten mir mit auf den Weg. Spätestens jetzt wird mir klar, dass das Verstecken spielen, der Presseboykott gegen deutsche Journalisten geschäftsschädigend für die GIZ sein kann. Wie sieht die staatliche Organisation in solchen Momenten, in denen sie auf andere Deutsche trifft, vor ihren Partnern aus?

An einem Abend will ich noch einmal mit Menschen meiner Generation sprechen. Denken sie ähnlich wie ihre Altersgenossen in Davao, die loyal ihrem Präsidenten gegenüber sind? Ich treffe einen anderen Filmemacher, auch er ist in der Medienbranche, macht bewegte Bilder. Er trägt lange Haare, Skater Schuhe, eine massive Kette führt von seinem Hosenbund zum Geldbeutel in der Hosentasche. Typ Metallica. Das Ergebnis von Teil zwei meiner Exkursion unter Gleichaltrigen: Auch er hat Duterte gewählt, und sagt, er sei zu 70 Prozent für ihn, zu 30 Prozent dagegen. Dieser junge Mann überrascht mich auch damit, dass er das Kriegsrecht nicht nur ablehnt. „Das sorgt für Sicherheit. Nicht nur weniger Drogen werden durch die Gegend gefahren, weil die Schmuggler Angst haben. Überleg mal, auch die ganzen nicht angemeldeten Mopeds sind weniger geworden, keiner traut sich mehr

an den Straßenkontrollen vorbei. Er gibt jetzt weniger Unfälle. Das ist doch gut.“

Gleichzeitig sei das Kriegsrecht natürlich die Eintrittskarte für die USA in die Region, sagt er. So denken viele Menschen in Mindanao. Er redet über die Amerikaner, als würden sie das Land immer noch besetzen. Er meint, er könne nachts Drohnen über sein Dach schweben hören. „Es gibt hier wieder Überwachung und Einflussnahme. Vielleicht ist es wirklich so, dass die Aufständischen neue Einnahmequellen suchen und deswegen die Stadt besetzen. Ich glaube aber auch, der Aufstand wird in den Medien übertrieben dargestellt, um das Kriegsrecht zu rechtfertigen.“

4.6 Entwicklungszusammenarbeit durch Vereine – IPON auf Negros

Ich habe in den ersten Wochen mit unterschiedlichen Filipinos über ihre Eindrücke seit der Duterte Regierung gesprochen, Medientreibende, Kirchen und Aktivisten blicken finsternen Zeiten ihres Landes entgegen, die Menschen auf der Straße aber, auch junge Gebildete, stehen zwischen Sympathie und Einschüchterung. Ich habe mit der staatlichen Organisation GIZ gesprochen, die in verschiedenen Regionen verschiedene Interessen vertritt. Und während das ForumZFD im Süden des Landes für Frieden eintritt, so wie deren Kollegen von Balay Mindanao, setzt sich IPON in der Mitte des Landes für Menschenrechte ein, in der Region Visayas auf der Insel Negros.

Bacolod ist nicht nur die Hauptstadt von Negros, sondern auch so etwas wie die Hühnchen-Hauptstadt der Philippinen. Von hier sollen die kräftigsten und furchtlosesten Killer-Gockel kommen. Und zu essen gibt es jedes erdenkliche Stück Fleisch, jeden Muskel, jedes Organ, und auch das Schwänzchen dazu, alles gegrillt, dazu Reis mit Hühnchen-Öl.

In Bacolod sitzt IPON, in einer Villa in einem Wohngebiet begrüßen mich Konstantin Burudshiew und seine beiden Kollegen, sie sind alle Anfang Zwanzig und studieren in Deutschland. Sie wollen später im Bereich internationale Beziehungen arbeiten und verbringen ehrenamtlich ein halbes oder ein ganzes Jahr als Menschenrechtsbeobachter auf den Philippinen. Dafür bringen sie sogar einen Teil des Geldes selbst auf, denn Lebensmittel müssen aus eigener Tasche bezahlt werden, und auch Vorbereitungsseminare sind kostenpflichtig. Reisen und Unterkunft werden aber durch IPON abgedeckt.

IPON arbeitet mit verschiedenen Gruppen auf Negros, zum Beispiel mit vereinigten Bauern, und wieder geht es um Landrechte: Allerdings wird hier nicht Frieden zwischen verschiedenen Parteien wie Armee, Indigenen, Bauern und Investoren gestiftet, sondern IPON zeige dort Präsenz, wo andere

Menschenrechtsverteidiger Menschenrechtsverletzungen erleiden, erklärt Burudshiew. Das bedeutet, IPON unterstützt Gruppierungen, die sich organisiert haben und die – oft ohne etwa als Menschenrechtler ausgebildet worden zu sein – eine Menschenrechtsverletzung durch einen staatlichen Akteur erlitten haben. Wenn also Bauern untereinander kämpfen, oder Landesherren sie gängeln, und die Polizei auftritt, Anzeigen schreibt und das Recht durchsetzt, gibt es für Burudshiew und die anderen nichts zu tun.

Häufig aber bekämen Bauern Probleme, die das „certificate of landowners-hip award“ (CLOA) beantragt und bekommen haben – sie haben ihren Anspruch auf ihre Ländereien durchgesetzt. „Der frühere Besitzer will sein Land zurück, obwohl er schon entschädigt worden ist. Dann kommt es unter staatlicher Beteiligung entweder zu Prozessen, die die Bauern-Vertreter nicht bezahlen können, oder es kommt zu Gängelungen, Brandstiftungen, Zerstörungen“, sagt Burudshiew. Das wichtigste Werkzeug sei dann Präsenz bei Prozessen oder konkret auf dem Feld, um die Hemmschwelle für Übergriffe zu senken.

Konflikte in Frieden zu transformieren, sei also gar nicht das Ziel, obwohl IPON ja den Frieden im Namen trägt. „Wenn alle Menschenrechte verwirklicht sind, gibt es Frieden. Das ist der Idealzustand. Wir treten dort ein, wo Aktivismus vorhanden ist, er aber an seine Grenzen stößt. Wir sind Anwälte der Anwälte sozusagen. In diesem Sinne ist es auch nicht wirklich Entwicklungshilfe“, sagt Burudshiew.

Seit langem beschäftigt die Gruppe ein Mordfall auf Negros, an dem die NPA beteiligt gewesen sein soll, die auch hier im mittleren Westen der Philippinen aktiv ist. Ein Armee-General wurde von einem einzigen Schuss vor mittlerweile fünf Jahren tödlich getroffen. Da es in diesem Land möglich ist, ohne jede Beweislage anzuklagen, hängen diesem Fall über 50 Tatverdächtige an, die teilweise Jahre in Untersuchungshaft verbüßen, wohl damit sie nicht mehr für Landtitel der Bauern und Menschenrechtsverletzungen gegen sie einstehen können.

„Wir unterstützen derzeit eine Aktivistin, die seit vier Monaten in Haft ist, in der fabrizierten Anklage gegen sie. Die Behörden rechnen sie einfach der NPA zu. Sie kommt zwar aus dem linken Spektrum, gehört aber nicht zur NPA. Das ist red baiting: Linke werden automatisch als Extreme eingeordnet.“ Da die Philippinen forensisch unterentwickelt seien, hätten vermeintliche Zeugen eine starke Kraft, sagt Burudshiew.

In einem anderen krassen Fall soll ein Bauer, der einen Antrag auf den Landtitel gestellt hat, seine Frau mit einem Kopfschuss unter Drogeneinfluss getötet haben. „Die Frau ist zwar tot, doch es sieht nach einer Intrige aus“, sagt Konstantin Burudshiew. In solchen Fällen wird IPON meistens durch andere Angeklagte kontaktiert. „Wir schauen uns das dann an und

fahren hin. Dann klären wir die Leute über ihre Rechte auf, und sind bei Verhandlungen dabei. Da hilft es schon, IPON-T-Shirts zu tragen, um darauf aufmerksam zu machen, dass der Prozess beobachtet wird. Und einmal eingearbeitet, können wir in Fällen, wo es mehrere Angeklagte gibt, gleich Mehrere vertreten.“ Doch Vorsicht sei geboten, denn die Präsenz könne sich negativ auswirken und statt zu größerem Bewusstsein gegenüber den Angeklagten zu noch vertrackteren Intrigen führen.

In die Menschenrechtsverletzungen im Drogenkrieg ist IPON nicht involviert. „Die vielen Opfer, die wohl aus dem Drogenmilieu kommen, können wir nicht als Menschenrechtsverteidiger definieren, die wir verteidigen könnten.“ Insgesamt stellt auch Konstantin Burudshiew fest, dass das Land zunehmend in Yellow-Tards und Du-Tards, also in Liberale und Duterte-Anhänger gespalten wird. Und ja, Menschenrechte seien sehr negativ konnotiert, das spürten sie hier jeden Tag. Dabei soll es auch Menschenrechtsverteidiger geben, die für Duterte sind.

5. Zurück in Manila. Welcher Eindruck bleibt nach sechs Wochen Philippinen?

Nach der ersten Woche in Manila und den Wochen danach im Feld kehre ich zurück nach Manila, um gegen Ende meine Recherche-Ergebnisse zu sortieren und einzuordnen. Während ich diesen Bericht zu schreiben beginne, läuft im Hintergrund die „State of the nation“, die jährliche Zusammenfassung der Lage der Nation, die der Präsident vor dem Kongress hält – die Rechtfertigung seiner bisherigen Entscheidungen. Er trägt ein weißes Gewand, alle anderen Abgeordneten auch, es sieht ein wenig aus wie beim Ku-Klux-Klan heute.

Die ersten Minuten schafft er es noch auf Englisch, danach entzieht sich die Rede meinem Verständnis, weil er nur noch auf Tagalog spricht, der Landessprache. Doch ein Wort bleibt hängen: Puta ng ina – Hurensohn. Duterte liebt es, seine Feinde zu beschimpfen und davon hat er offenbar viele. Befreundete Journalisten sagen danach scherzhaft, hätten sie für jedes „Hurensohn“ einen Schnaps getrunken, es hätte wohl niemand überlebt.

Sie sagen auch, und das lese ich in den Medien: Duterte hat voll draufgehauen, er hat keine Reue gegenüber niemandem gezeigt. Das Töten von Menschen mit Bezug zu Drogen soll weitergehen. Ich treffe danach noch einmal philippinische Journalisten, zwei Fotografen, die für verschiedene Online-Portale und Magazine Fotos von den Tatorten schießen, die also auf die Friedhofsschicht gehen. Und plötzlich ist der Horror wieder da, wenn sie von vermeintlich Toten erzählen, die angeschossen liegen bleiben, bis

die Presse sich aufgebaut hat, um dann wiederaufzuerstehen. So könnten diese Angeschossenen ihr Überleben sichern, denn im Scheinwerferlicht sei es unwahrscheinlich, dass noch weitere Schüsse fallen. Sie sagen auch, sie selbst gingen bewaffnet auf Friedhofsschicht, sie fühlten sich bedroht und verfolgt.

5.1 Durch den Müll geführt. Sind Slum-Touren gut oder schlecht?

In der letzten Woche meiner Recherche auf den Philippinen habe ich an einem Tag eine Slum-Tour gemacht, ein Erlebnis, das ich ungern unbeschrieben lassen möchte, weil es mich länger nebenher beschäftigt hat. Es ging so los: In den ersten Tagen meiner Zeit in Manila sehe ich ab und zu Menschen, die auf ihren nackten und dreckigen, oder nur mit Lumpen bedeckten Rücken riesige Tüten voll Müll durch die Gegend tragen. Häufig sind darin Plastik, aber auch Glas, Unrat wie Kabelreste, teilweise sogar Essen. Wohin schleppen diese armen Menschen den Müll und warum lesen sie ihn von der Straße auf?

Die Antwort kommt, als ich irgendwann im Hotel liege und durch das Fernsehprogramm zappe. Hinter den Kanälen des ABS-CBN-Imperiums, dem Marktführer, kommen die Kirchen-Kanäle. Quasi die volle Dröhnung Papst-Propaganda: Vorbeter, Gottesdienste, plötzlich eine aufwendig produzierte Dokumentation auf GodTV. Ein Amerikaner mit stilvoller Armbanduhr wadet durch Berge von Müll, er berichtet von den armen Bewohnern Manilas, die den Müll irgendwo aufsammeln und im Slum für ein paar Pesos vorsortieren. Dann verkaufen sie ihr Müllgut an kleine Händler, die mit Recyclingunternehmen zusammenarbeiten. Ach, hier hin bringen die mysteriösen Sammler den Müll.

Und was ist die Message des überfreundlich durch das Ghetto laufenden US-Christen? „Leute, ihr dürft niemals aufhören an Jesus zu glauben“, sagt er und schüttelt ein paar Hände von ungläubig dreinschauenden Männern. Sie verstehen ihn doch kaum, sie sprechen sicherlich kein gutes Englisch. „Danke, Bruder, Jesus schenkt dir ewiges Leben.“ Aber wofür soll das gut sein, wenn man doch schon in der Hölle lebt, denke ich mir.

Die Slums von Manila. Sie gehören zu den ältesten Städten der Metropolregion, häufig vorne im Hafengebiet. Insgesamt leben in Tondo, Aroma oder Baseco geschätzte 600.000 Menschen auf engstem Raum, und das sind nur die Hafenslums. Die Philippinischen Slums gehören zu den größten und dichtbesiedelsten weltweit. Nicht nur der aufgelesene Müll wird dort vorsortiert, die Stadt hatte sogar jahrelang ihre Mülldeponien mitten in die Slums verlagert. Der größte Müllberg – Smokey Mountain – mittlerweile

geschlossen, war aber für viele Bewohner eine wichtige Einnahmequelle. In zynischer Selbstironie haben die Slum-Bewohner den Nachbarschaften sogar Namen gegeben, die an Müll erinnern: Happyland, abgeleitet vom Wort Hapilan – Mülldeponie.

Verbergen sich in dem Müll nicht Geschichten, die erzählt werden müssen? Wie geht es den Menschen dort? Wie schaffen sie es zu überleben? Nachdem ich über die Slums las, hatte ich den Wunsch, dort mit den Menschen zu sprechen. Aber alleine soll ich dort nicht hin, wurde mir geraten. Ich stöbere durch Organisationen, die dort Hilfe leisten, und stoße dann auf Smokey Tours.

Eine geführte Besichtigung durch den Slum, eine Slum-Tour. Sofort entstehen bei mir Bilder im Kopf, von dekadenten weißen Sonnenhut-Trägern, die mit Selfie-Stange in der Hand durch den Müll staksen. Damit bin ich nicht alleine. Kritiker sagen, derart inhuman lebende Menschen in einer Art sozialem Zoo zu besichtigen, sei voyeuristischer Poverty-Porn, ein Armuts-Porno. Aber: Hinter Smokey Tours steht eine Stiftung, die den Bewohnern Hilfsgüter zukommen lassen will und die nicht profitorientiert sei, sondern die den Gewinn in die Slum-Community re-investiere. Die 20 Euro gebe ich jetzt aus.

Tessie hat ein unübersehbares Shirt an: Smokey Tours. So steht sie am amerikanischen Fast-Food Besitzer mit dem gelben M in Downtown Manila, dem ausgemachten Treffpunkt. Wir müssen nicht auf andere Tour-Besucher warten – ich bin der einzige Gast heute. Das ist gut, weil so kann ich viele Fragen stellen. Und das ist schlecht, weil so weiß ich nicht, was für Menschen eine Slum Tour buchen. Im Schnellrestaurant sagt meine 60-jährige Slum-Reiseleiterin, die anderen Tour-Gäste seien an manchen Tagen Schulklassen aus Hong-Kong oder australische Backpackerinnen. Auch Deutsche seien unter den Besuchern.

Sie selbst lebt in Tondo, dem Stadtteil mit dem Smokey Mountain, und wegen Smokey Tours hat sie seit drei Jahren endlich wieder einen Job. Die Slum Tour habe früher durch Tondo geführt, aber jetzt sei es dort wegen Präsident Dutertes Drogenoffensive zu gefährlich. Jeden Tag komme die Polizei, immer träfe es die Ärmsten der Armen. Die heutige Slum Tour führt deswegen durch Baseco.

Wir fahren mit dem Jeepney dorthin und irgendwann werden aus groben Backsteinruinen nur noch Bretterbuden. In Baseco angekommen, laufen wir auf schmalen Grat zwischen Hafenwasser und den improvisierten Hütten. Tessie erzählt, wie das Gebiet während der Marcos-Diktatur in die Hände des Staates fiel, der seither versucht, einen Teil der über 50 Hektar mit 100.000 Bewohnern für kommerzielle Zwecke zu nutzen. Die Regierung habe die Bewohner für illegale Besetzer erklärt, die jeden Moment depor-

tiert werden könnten. Es habe einige Brandstiftungen gegeben, um Bewohner zu vertreiben.

Zu meiner Beruhigung scheinen die Bewohner hier sehr froh über meinen Besuch, mehr als an anderen Orten, an denen ich war. Sie rufen „Hi Joe“ in der Annahme, ich sei ein amerikanischer Missionar oder so etwas, ich darf mit nach Hause, und dann wollen einige von ihnen Fotos machen. Das ist meine Gelegenheit, ebenfalls Fotos zu machen, denn eigentlich verbietet Smokey Tours Bildaufnahmen – und Tessie achtet auch darauf.

Nach ersten Fotos sehe ich einen Mann mit Holzlatten als Paddel an den Füßen in der Hafenkloake schwimmen. Er suche Muscheln, sagt Tessie. Eine Einnahmequelle für die Bewohner sei die Fischerei, dazu fahren sie mit Booten zur See, und wer keinen Motor habe, der schwimmt auf einen Autoreifen gelehnt hinaus auf See. Nur wenige der Bewohner hätten das Glück, auf Baustellen in Manilas Umgebung einen Job zu bekommen, manche fahren draußen Fahrrad-Riksha, verkaufen Hüte und Sonnenbrillen, oder prostituieren sich. Der Rest macht sein Geld irgendwie im Slum. Eben durch Müll sortieren. Die Spezialität von Baseco ist aber Knoblauch und Zwiebeln für ganz Asien schälen. Für Zwiebeln gibt es ein wenig Schmerzensgeld mehr wegen der brennenden Augen.

Teilweise wird sogar aus Müll Essen gemacht. Slumbewohner sammeln die Fleischreste von Fast Food Ketten ein, waschen und zermahlen diese, und bauen damit neue Gerichte – PagPag genannt. Für meinen Magen sei das nichts, sagt Tessie, ich habe PagPag-Verbot, und so traue ich mich heute an einen gefüllten Fisch und ein paar frittierte Hähnchen-Hoden heran.

Wir laufen weiter, vorbei an angezapften Wasserzählern, den Laufsteg am Pier begleitet ein Wirrwarr an Kabeln in drei Metern Höhe. Dort fließt der abgezapfte Strom entlang, brandgefährlich. Bewohner, die sehr lange hier leben, bekommen einen legalen Zähler von den Stromanbietern, das sei sicherer. Von einem legalen Zähler laufen dann wiederum halblegale Submeter, Zweitzähler ab. Der Strom wird immer teurer, je mehr die Bewohner untereinander damit handeln. Das sei ein Problem, vor allem das Internet könne sich hier kaum jemand leisten, auch wegen der Stromkosten. Wir halten an einem der improvisierten und stark frequentierten Internetcafés von Baseco.

Natürlich führt mich Tessie nur an den Dingen vorbei, die ich sehen soll. Einer Bücherei, die Smokey Tours in einem der Häuser eröffnet hat. Dem Smokey-Tours-Büro im Slum, in dem eine große Kiste voll mit Arzneien steht, die bei Bedarf an die Bewohner verteilt werden. Verteilt wurden zuletzt auch Badelatschen an die Kinder, erzählt Tessie, denn die Kinder hier laufen vielfach barfuß durch den Müll. Überall sehe ich wahnsinnig viele Kinder, teilweise nackt umherlaufend und dabei über das Grundschulalter

hinaus. Die Bevölkerung der Philippinen ist in den vergangenen Jahren regelrecht explodiert.

Ein großes Problem im Slum ist die fehlende Abwasserversorgung. Überall gibt es große, schwarze Pfützen, die mit Holzlatten überbrückt werden, und die große Gefahrenherde in der Regenzeit werden. Bakterien und Dengue-Mücken vermehren sich hier rasant. Ansonsten halten die Bewohner ihre Umwelt sehr sauber, jenseits der Müllberge an den Küstenwegen. Überall wachsen kleine Blumen aus aufgeschnittenen Basketballen, die als Töpfe dienen. Zum Schluss zeigt mir Tessie noch das Evakuierungszentrum. Denn die größte Lebensgefahr hier sind Wirbelstürme und Erdbeben, die diese armen Menschen immer wieder heimsuchen.

Die Tour ist recht schnell vorbei, knapp zwei Stunden hat sie gedauert. Und vielleicht war es auch besser so, dass mich Tessie eben nicht in die Tiefen des Slums geführt hat – das wäre dann doch Armut-Porno gewesen. Ich verlasse den Slum und später Tessie mit gemischten Gefühlen. Es fühlt sich falsch an, durch einen Slum geführt zu werden, einerseits. Nach wie vor finde ich es fraglich, dass sich mit diesen Touren die Menschen hinter Tessie ein Gehalt auszahlen lassen. Hätte ich mehr Zeit, würde ich der Stiftung hinter Smokey Tours Fragen stellen: Wie groß war der Umsatz jeweils in den vergangenen drei Jahren? Und wie viel davon hat die Stiftung genau in welche Projekte gesteckt? Dann mal schauen, ob sie antworten. Nochmal alleine hinfahren und die Bewohner fragen, wie sie Smokey Tours wirklich finden.

Gleichzeitig habe ich Dinge erfahren, die ich mir nicht anders hätte erschließen können. Wie sonst soll ein interessierter Mensch, der vielleicht spenden will, der berichten möchte, oder Arbeit in den Slum bringen kann, erste Kontakte zu den Menschen dort knüpfen und sicher durch den Slum kommen? Fazit: Ich weiß nicht, ob Slum Tours gut oder schlecht sind.

5.2 Ausblick

Ich wollte auf den Philippinen in den sechs Wochen herausfinden, warum Duterte solchen Rückhalt in der Bevölkerung genießt, und ob unsere Wahrnehmung des Landes in den Medien eigentlich korrekt ist. Rückhalt genießt er, weil er in Davao bewiesen hat, dass er Ordnung aus dem Chaos schaffen kann. Weil er das Volk gegen korrupte Führer verteidigen, und er Frieden zwischen Moslems, Indigenen und Kommunisten schaffen will. Weil die Menschen sich unter ihm sicherer fühlen. Über seine Erfolge und den Moment, den er geschaffen hat, darüber haben wir bisher nichts gelesen. Aber das müssen wir verstehen, um ihn und seine Politik, um die Lage der Nati-

on, einschätzen zu können. Um diesen Entwicklungen entsprechend mit den Philippinen zusammenzuarbeiten.

Meine eigene Transformation: Am Anfang war da dieser wahnsinnige Präsident, der seine Polizei Menschen erschießen lässt, denen eigentlich der Prozess gemacht werden soll. Dann habe ich verstanden, dass er dafür gefeiert wird, weil er den Menschen ein Gefühl von Sicherheit gibt. Trotzdem ist dort am Ende wieder der wahnsinnige Präsident, jetzt ist er aber verständlicher, sichtbarer. Wie sieht das ganze Bild aus? Duterte, der richtige Entwicklungen anstößt. Aber: Mord ist Mord. Und der Kampf gegen die Drogen entpuppt sich nur als Kampf gegen die Armut, die der Präsident mit anderen Mitteln nicht zu bekämpfen vermag. Auf den Philippinen herrscht in diesen Tagen faktisch wieder die Todesstrafe, und das Land steuert auf eine Art Bürgerkrieg in den armen Nachbarschaften zu.

In den sechs Wochen bin ich auch der Frage nachgegangen, was deutsche Organisationen in Menschenrechten und Frieden bzw. Konflikttransformation leisten. Hat sich seit vergangenem Sommer etwas in der Entwicklungszusammenarbeit geändert? Die Antwort: Nein, nicht wirklich. Deutsche Organisationen beobachten die Veränderungen, aber ihre Arbeit, ihre Projekte, laufen weiter wie bisher.

Es ist also noch Luft nach oben, was Entwicklungszusammenarbeit und Berichterstattung angeht. Wir sollten besser nicht nachlassen, auf das zweitgrößte Land Südostasiens zu blicken. Auch wenn manchen das Land mit seinem seltsamen Führer, seiner brutalen Politik, und seinen Eigenarten weit entfernt vorkommt. Sonst überlassen wir die Philippinen gewählten Präsidenten, die es vielleicht gut meinen, die es aber nicht besser wissen. Sonst bleiben die Philippinen killing fields, obwohl sie ein verlässlicher Handelspartner und ein freundliches Reiseland sein könnten. Das hätten die Menschen hier nicht verdient.